

DISKUS

FRANKFURTER STUDENTENZEITUNG

NACHRICHTENBLATT DER
VEREINIGUNG VON
FREUNDEN U. FÖRDERERN
DER JOHANN WOLFGANG
GOETHE - UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN E. V.

4. Jahrgang — Heft 5 Preis 10 Pfg.

Juni 1954

Verlagsort Frankfurt a. M.

Studenten in Uniform

„Die akademische Jugend wird in der neuen deutschen Wehrmacht nicht bevorzugt werden...“

das ist das Fazit eines Gesprächs, das der DISKUS mit maßgeblichen Abgeordneten des Deutschen Bundestages geführt hat. Der DISKUS hat die Frage, wie Studenten bei der Einziehung und während der Dienstzeit behandelt werden sollen, schon früher erörtert (DISKUS III/4). Bisher wurden jedoch alle Gespräche über dieses Problem nur mit dem Amt Blank geführt. Da aber die letzte Entscheidung beim Bundestag liegt, hat der DISKUS nun einige Fragen zu diesem Thema den Abgeordneten Dr. Jaeger (Vizepräsident des Bundestages, CDU), Dr. Menzel (SPD), Dr. Mende (FDP) und dem jungen CDU-Abgeordneten Schmidt-Wittmack vorgelegt. Die Antworten dieser Abgeordneten, die führende Mitglieder des Sicherheitsausschusses sind, weichen in den wesentlichen Punkten kaum von einander ab; nur sollte berücksichtigt werden, daß die SPD grundsätzlich gegen die geplante Form des deutschen Verteidigungsbeitrages ist, das Eingehen Dr. Menzels auf Details also nur ein Hinnehmen, aber nicht eine Bejahung des Wehrdienstes (wie er geplant ist) darstellt.

Die Einberufung zum Wehrdienst soll für alle jungen Männer grundsätzlich im gleichen Alter erfolgen (19 Jahre). Es wird zwar gewiß für Oberprimaner in diesem Alter eine Zurückstellung bis zum Abitur geben, es ist aber fraglich, ob der Abiturient dann die Möglichkeit haben wird zwischen Universität oder Militär zu wählen. Wahrscheinlich wird er zuerst seinen Wehrdienst ableisten und dann erst studieren. Die leitenden Gesichtspunkte sind: Ein 19-jähriger ist schon körperlich viel besser zum Militärdienst geeignet, als ein 25-jähriger. Es dürfte auch vorteilhaft sein, wenn die Rekruten einer Einheit alle gleichaltrig sind. Ein gereifter Mensch (das wird ein Akademiker nach dem Staatsexamen wohl sein) wird sich unter 19jährigen immer etwas fehl am Platze fühlen, besonders dann, wenn seine Vorgesetzten noch jünger sind als er. Dies alles wird sich aber nicht vermeiden lassen, wenn man den Abiturienten die Gelegenheit gibt, erst zu studieren und dann Soldat zu sein.

Trotzdem hat man den Gedanken der „Wahlfreiheit“ für Studenten noch nicht verworfen — allein aus der Erkenntnis, daß die besonders langwierige Ausbildung der Akademiker berücksichtigt werden sollte. Selbst dann wird aber eine Höchstgrenze der Rückstellung (etwa bei 25 Jahren) festgelegt werden müssen, allein schon um den „ewigen Studenten“ nicht etwa dem Wehrdienst entgegen zu lassen. (Bei der Diskussion dieser Frage sollten wir auch beachten, daß die Möglichkeit, den Wehrdienst erst nach dem Studium abzuleisten, noch einen weiteren Nachteil mit sich bringen kann: Ein Student, der gerade sein Staatsexamen bestanden hat, wird anschließend 18 Monate aus seinem Beruf gerissen. Wie soll er nach seiner Militärzeit den Anforderungen der Praxis, in die er dann zum erstenmal gestellt ist, gewachsen sein? Das fällt schon einem Studenten schwer, der gleich im Anschluß an die Studienzeit praktizieren kann. Wie schwer aber einem Studenten, der in 18 Monaten Soldatenzeit auch noch seine theoretischen Kenntnisse vergessen hat? — Und um die 18 Monate Wehrdienst kommt der Student in keinem Fall herum.)

Die Studenten können auch unter Berücksichtigung ihrer langen Berufsausbildung — darin sind sich alle Abgeordneten einig — nicht etwa mit einer Verkürzung ihrer Dienstzeit rechnen: Die Dienstzeit von 18 Monaten wird nach Inkrafttreten des EVG-Vertrages für alle Teilnehmerstaaten als Mindestdienstzeit festgelegt sein, die Bundesrepublik könnte also gar keine Sonderregelung treffen. Im übrigen würde eine Ausnahme für einen Stand (die Studenten) in einer sozialen Demokratie gegen das Gleichheitsprinzip verstoßen. Der Abgeordnete Dr. Menzel war der Meinung, daß man vielleicht einen Ausgleich durch eine Verkürzung der Studienzeit für Soldaten schaffen könne, die Wehrdienstzeit aber müsse für alle Staatsbürger gleich lang sein.

Der DISKUS hat den Abgeordneten ferner die Frage gestellt, ob es nicht sinnlos wäre, Mediziner, Chemiker und Physiker einzuziehen. Sie würden im Ernstfall doch nicht

zum Dienst mit der Waffe gerufen werden, insbesondere die technischen Berufe würden nicht einmal eingezogen werden, da sie in der Heimat unentbehrlich wären. Unter diesen Umständen würde die Militärzeit von 18 Monaten die an sich

schon lange Ausbildungszeit nur unnötig verlängern. — Die Abgeordneten sprachen sich auch hier gegen eine Sonderregelung aus. Allein Dr. Jaeger erklärte, daß möglicherweise (Fortsetzung auf Seite 2)

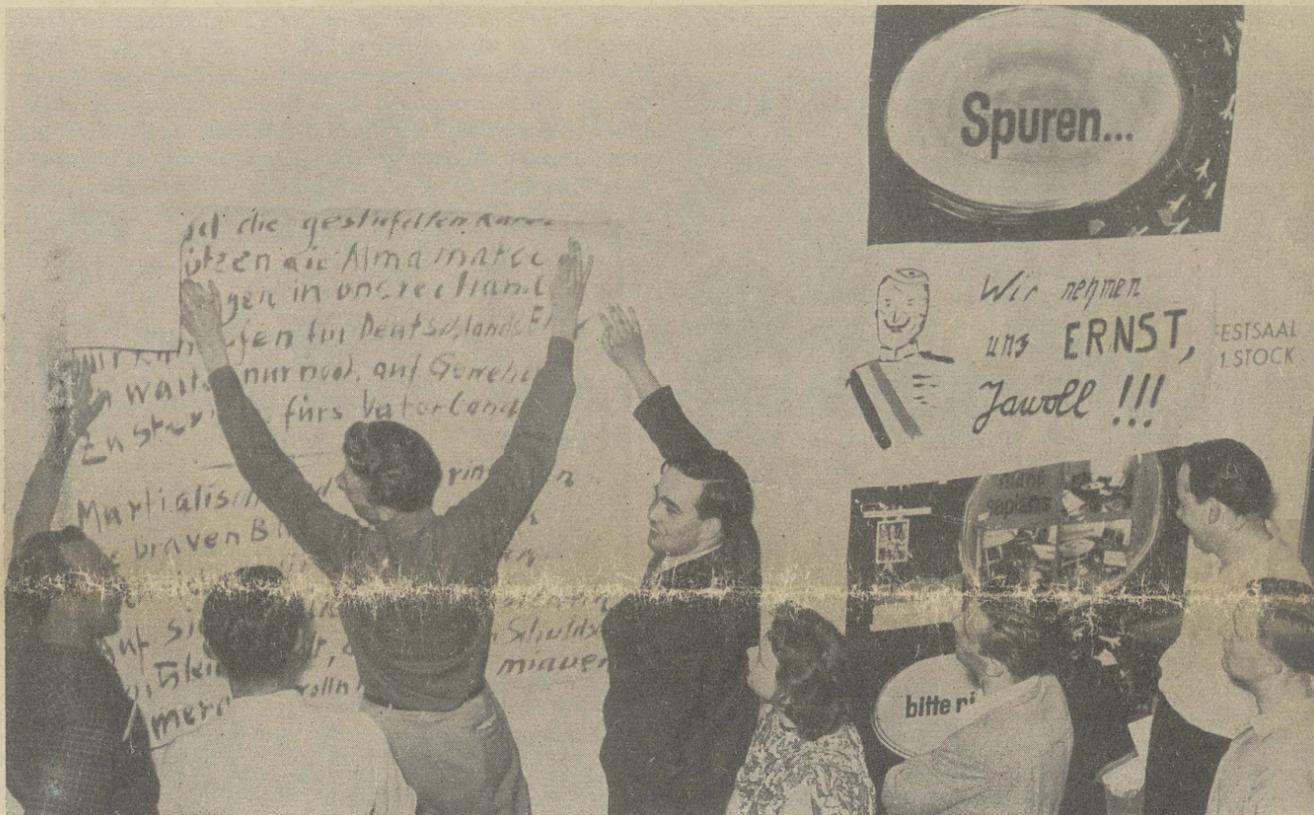


Bild: dpa

Ein Abend im Frankfurter Studentenhaus

Es begann damit, daß sich mehrere Kommilitonen um eine Einladung drängten und ihnen beim Lesen drei Punkte besonders ins Auge fielen:

— Der Coburger Convent wird im Festsaal des Studentenhauses einen Vortragsabend abhalten.

— Auf diesem Vortragsabend wird der Prorektor Prof. Dr. Max Horkheimer sprechen.

— Während der Veranstaltung wird Vollcouleur getragen.

Zunächst war es überraschend, wie verschiedene, zum Teil recht erboste Ansichten über diese Einladung geäußert wurden. Einig waren sich diese Kommilitonen, daß man etwas unternehmen müsse, um den falschen Eindruck eines „Einzuges der Farben mit höchster Genehmigung“ nicht aufkommen zu lassen. Die Debatten dazu gingen über drei Tage — und sie werden noch weitergeführt werden, kann man doch erst jetzt ein wenig übersehen, was sinnvoll war oder im Sinne der verschiedenen Meinungen der einen oder anderen Ansicht genutzt hat.

An die Stelle der Organe der studentischen Selbstverwaltung schob sich, besonders deutlich am Tage der Veranstaltung, eine Anzahl Wortführer, die die Tagespresse kurz unter der Bezeichnung „Revolutionsrat“ zusammenfaßte. Dieser Umstand mahnt zu einer ersten Überlegung. Es erscheint bedauerlich, daß sich das Studentenparlament unserer Universität nicht mit den offensichtlichen Problemen dieser Veranstaltung auseinandergesetzt hat. Zwar versuchte man zwei Tage vor dem Vortragsabend in der Parlaments-sitzung den Punkt „Couleur im Studentenhaus“ auf die Tagesordnung zu bringen, aber es war leider das alte Parlament. Das neue Parlament hätte sich nicht so schnell zusammenrufen lassen. Warum sich aber das alte Parlament nicht einmal zu einer Empfehlung an die Studentenschaft aufgerafft hat, dafür wird es kaum eine befriedigende Erklärung geben. Da ein großer Teil der gewählten Vertreter im alten wie im neuen Parlament sitzt, war ein schroffes Gegen-einanderarbeiten nicht zu befürchten.

Auch der Asta hat vorsichtig geschwiegen. Man kann über seine Pflichten in dieser Beziehung streiten; er hätte es leicht, sich auf die sicher aufgetretenen Kompetenzschwierigkeiten mit dem Parlament zu berufen, denn er soll nur dessen Exekutivorgan sein. So hat der Vertreter der Studentenschaft im geschäftsführenden Vorstand des Studentenhaus e. V. als Einziger gegen einen Antrag gestimmt, der aus Protest den Rücktritt des gesamten Vorstandes zur Folge gehabt hätte. Eine Stimmenthaltung dieses Vertreters hätte sicher genügt, die spätere Entscheidung des Senats auch schon auf die Freitag-Veranstaltung auszudehnen. Alles in allem das Bild einer recht verschwommenen studentischen Selbstverwaltung, die in diesem Falle gerade da sich als nicht funktionsfähig erwies, wo sie in erster Linie zu einer Stellungnahme berufen war.

Statt Parlament und Asta begannen politische Gruppen und zahlreiche unabhängige Studenten zu handeln. Sozialistischer und Demokratischer Studentenbund schickten Briefe an den Rektor und Prorektor, in denen gebeten wurde, den Vortrag abzusagen bzw. das Couleurtragen auf diesem Vortragsabend zu verbieten. Es wurden durch Vertreter dieser Kommilitonen Verhandlungen mit dem Prorektor aufgenommen und die Frage gestellt, wieso der Coburger Convent den Festsaal des Studentenhauses mieten konnte, wenn er darin Farben tragen wollte. Die Fragesteller dachten dabei gewiß sowohl an den Beschluß der Tübinger Rektorenkonferenz von 1948, als auch an den in Frankfurt bestehenden Senatsbeschluß, nach denen das Farbentragen in der Öffentlichkeit und auf dem Universitätsgelände verboten ist. Universitätsgelände ist auch der Festsaal des Studentenhauses. Der Senatsbeschluß sieht nur eine Ausnahme für „Verbindungsräume“ vor — und der Festsaal des Studentenhauses soll kein Verbindungsraum werden.

Bei Abschluß des Mietvertrages (es ist einige Monate her) war noch nicht bekannt, daß „Vollcouleur“ getragen werden (Fortsetzung auf Seite 9)

2 Stok.

Man sagt in Bonn

Nun hat der Haushaltsplan der Bundesrepublik doch noch die Öffentlichkeit beschäftigt. Es war aber nicht etwa die Verteilung der Soziallasten oder die Höhe des finanziellen Verteidigungsbeitrages, die die Gemüter erregte — oh nein, die FDP lehnte den Haushalt des Familienministers ab. Das war die „Sensation“, die durch die Presse ging. Die Unterrichtung über den sachlichen Inhalt des Haushaltsplanes aber, ja selbst die Angabe, wie hoch denn der umstrittene Haushalt des Familienministers ist, suchte ich bis zum letzten Tag vergeblich in meinen Zeitungen.

Die Steuerreform dagegen interessierte die Öffentlichkeit schon ein wenig mehr. Die Finanzdebatte im Bundestag über diese Reform brachte jedoch die merkwürdige Tatsache ans Licht, daß die Abgeordneten zwar Kritik (und wahrscheinlich manchmal berechtigte Kritik) an den Plänen des Bundesfinanzministers üben können, daß sie aber einfach außer Stande sind, mit einem Gegenvorschlag aufzuwarten. Jede Kritik muß aber im Sande verlaufen, wenn die Kritiker nicht gleichzeitig eine — ihre Kritik berücksichtigende — Gegenrechnung aufstellen können; denn der Haushaltsplan muß am Ende immer wieder ausgeglichen sein. Die Bundesfinanzen sind eine Angelegenheit von und für Spezialisten geworden. Die Politiker können zwar ihre Unzufriedenheit mit den Vorschlägen des Finanzministers äußern, sie sind aber nicht in der Lage, die Materie selbst zu bewältigen. Das ist kein Wunder, dem Finanzminister hilft sein Ministerium, der Politiker steht allein.

Gerade in den Finanzdebatten hat sich gezeigt, daß die Institution, die den Finanzminister kontrollieren kann, nicht etwa der Bundestag, sondern der Bundesrat ist. (Ein unbefangener Leser des Grundgesetzes würde nie auf diesen Gedanken kommen.) Aber im Bundesrat sitzen eben auch Spezialisten, die Länderfinanzminister, die allein in ihren Ministerien über einen Stab verfügen, der die schwierige Materie bewältigen kann. Kluge Leute in Bonn sagen: „In gewissen Fragen kann die Bürokratie nur noch durch die Bürokratie kontrolliert werden!“ — Diese Entwicklung ließ einen Bundestagsabgeordneten in der Finanzdebatte voller Verärgerung äußern, er habe den Eindruck, daß die Bundesratsmitglieder auf ihre Kollegen aus dem Bundestag herabschauten wie Ordensgeistliche auf Laienbrüder. Dazu flüsterte jemand auf der Galerie: „... und Schäffer ist der Hohepriester!“ — Übrigens ist gerade diese (in gewissem Sinne unvermeidliche) Entwicklung eines der stärksten Argumente der Föderalisten; denn der Bundesrat, der hier eine unentbehrliche Kontrollfunktion wahrnimmt, ist schließlich die sichtbare Verkörperung des Föderalismus.

Besonders aktiv ist die FDP geworden. (Sind etwa die bevorstehenden Landtagswahlen daran schuld?) Der Abgeordnete Pfeleiderer machte den sensationell wirkenden Vorschlag, Abgeordnete des Bundestages sollten nach Moskau reisen, um dort über die Aufnahme diplomatischer Beziehungen mit der UdSSR zu verhandeln. Nun, diese Anregung hat gewiß den Vorteil, daß wir bei direkten Verhandlungen mit den Sowjets die Machthaber in Pankow überspielen könnten. Aber gerade das vermindert auch die Erfolgsaussichten des Pfeleidererplanes; denn es ist eigentlich nicht einzusehen, warum die Sowjets ihre Satellitenregierung in der DDR übergehen sollten. Im Gegenteil, die Genfer Konferenz

FRANKFURTER BÜCHERSTUBE

SCHUMANN U. COBET

Frankfurt am Main · Börsenstr. 2-4 · Fernsprecher 91494

zeigte gerade, daß die Sowjets immer bestrebt sind, ihre Satellitenregierungen in den Vordergrund zu schieben, und mögen sie noch so klein und unbedeutend sein (ja, mögen sie auch nur auf dem Papier bestehen, wie die kommunistischen Gegenregierungen von Laos und Kambodscha, deren Namen sich nicht einmal Molotow gemerkt hat). — Man sollte sich auch sehr gut überlegen, welchen Eindruck der Vorschlag Pfeleiderers auf die Bewohner der Sowjetzone machen wird. Es wird einer sehr klugen Aufklärung der Menschen in der Zone bedürfen, um in ihnen nicht die Vorstellung wachzurufen, der Westen wolle sie abschreiben. Man darf doch nicht vergessen, daß der Widerstand der Menschen in der Ostzone aus seelischen Quellen genährt wird, die „realpolitischen“ Erwägungen nicht ohne weiteres zugänglich sind. Menschen im Verzweiflungskampf haben oft sehr wenig Sinn für Realpolitik. Ihr Feind bleibt ihr Feind, und sie haben die bittere Erfahrung gemacht, daß Verhandlungen mit ihren Bedrückern immer Unglück gebracht haben.

Noch ein weiterer Abgeordneter der FDP trat in den Vordergrund. Der General a. D. v. Manteuffel schlug vor, statt der im EVG-Vertrag vorgesehenen Integrationsarmee eine europäische Koalitionsarmee zu bilden. Er hat damit als erster aus dem Kreis der Regierungsparteien ein Thema angerührt, das offiziell noch immer als tabu gilt: Die Alternative zur EVG (die nach Adenauer die einzige Möglichkeit eines deutschen Verteidigungsbeitrages ist). Einige Leute hoffen jedoch, daß gerade dieser Alternativplan (der ja eine deutsche Nationalarmee voraussetzt) die Franzosen doch noch zur Ratifizierung des EVG-Vertrages bewegen wird.

Bruno

(Fortsetzung von Seite 1)

bei gewissen Fachberufen (also nicht auf Akademiker beschränkt) an einen Verzicht auf die Einberufung gedacht werden könnte, weil die Soldatenzeit in diesen Sonderfällen sowohl für den einzelnen als auch für die Allgemeinheit nutzlos und daher unökonomisch sei. Das sei aber nur eine Erwägung; denn gegen diesen Gedanken würde eine ganze Reihe von Argumenten sprechen (auf die die anderen Abgeordneten das entscheidende Gewicht legten). Es ist ja in der Tat nicht auszuschließen, daß dann einige Studenten allein deswegen einen technischen Beruf ergreifen würden, um sich dem Wehrdienst zu entziehen. Und offenbar spielt auch hier wieder die Abneigung, einen Stand gesondert zu behandeln, eine Rolle. Vor allem ist, wenn der Student gleich nach dem Abitur eingezogen wird (und das dürfte der Regelfall sein), noch gar nicht abzusehen, ob er auch wirklich den angegebenen technischen Beruf ergreifen wird. Ebenso kann ihn niemand hindern, später noch einmal umzusatteln. Speziell für die Ärzte wies Dr. Menzel auch darauf hin, daß der Wehrdienst für sie — im Hinblick auf gerade durch die Militärzeit hervorgerufene Neurosen — eine sehr lehrreiche Zeit sein könne.

Einig waren sich die Abgeordneten auch im folgenden: Die Tatsache allein, daß jemand Akademiker sei, prädestiniere ihn noch nicht zum Offizier. Es sei zwar wahrscheinlich, daß Akademiker durch ihre Ausbildung generell zum Offizier geeignet seien, aber das sei durchaus nicht bei jedem einzelnen der Fall. Gedacht ist etwa an Folgendes: Jeder Soldat, auch der Student, wird sich in einer für alle gleich langen Rekrutenzeit (mindestens 1/2 Jahr) bewähren müssen. Dann wird sich zeigen, wer zum Offizier geeignet ist. Da man aber auf einen gewissen Bildungsstandard (etwa Abitur) beim Offizier nicht verzichten kann, wird allen Nichtabiturienten auf der Offiziersschule Gelegenheit gegeben werden, sich in Sonderkursen diese Bildung anzueignen. Möglicherweise wird sich bei ihnen die Zeit bis zur Beförderung zum Offizier dadurch etwas verlängern — aber es bleibt bei dem Grundsatz: Gleicher Start für alle. Man will also sowohl das eine Extrem des „zwölfendigen Offiziers“ (Ersitzung

des Offizierspatents ohne „Bildung“) als auch das andere Extrem des Einjährigen (Privileg des „Gebildeten“) vermeiden. Als Vorbilder dienen hier die schwedische Armee und die frühere preußische Polizei. Entscheidend wird für die Führungsauslese — auch im Unteroffizierskorps — die charakterliche, geistige und körperliche Eignung sein.

Endlich hat der DISKUS den Abgeordneten die Erwägung vorgelegt, daß es doch gerade im Hinblick auf eine Intensivierung der Kontakte mit a u s l ä n d i s c h e n Komilitonen gut wäre, schon in den untersten Einheiten der europäischen Armee eine Integrierung durchzuführen. Dieser Anregung wird nicht gefolgt werden können, weil sonst zu große sprachliche und befehlstechnische Komplikationen auftreten könnten. (Eine Armee muß ja in erster Linie schlagkräftig sein.) Dies würde auch die Bildung von rein studentischen Formationen voraussetzen, was aus grundsätzlichen Erwägungen (Abkapselung der Akademiker) sicher abzulehnen sein wird. Vielmehr wird eine Integration nur von den Korpsstäben an aufwärts möglich sein.

Die Erörterung all dieser Fragen (ausgenommen die letzte) ist noch lange nicht abgeschlossen. Es sollte daher berücksichtigt werden, daß es sich bei den Antworten der Abgeordneten keinesfalls um offizielle Stellungnahmen handelt. Der Sicherheitsausschuß hat manche der angeschnittenen Fragen noch gar nicht erörtert, in keiner Frage hat er bindende Beschlüsse gefaßt, er kann das auch nicht, solange der EVG-Vertrag — die Voraussetzung für den Militärdienst überhaupt — noch nicht von allen Teilnehmerstaaten ratifiziert worden ist. Die Abgeordneten haben vielmehr dem DISKUS ihre persönlichen Erwägungen mitgeteilt, von denen sie sich bei ihrer Entscheidung leiten lassen werden. Wenn also dieser Artikel auch noch nichts Endgültiges sagen kann, so hat er doch den Vorteil, die Gedanken der Abgeordneten zu einer Zeit zur Diskussion zu stellen, in der die Stellung der Studenten noch nicht unwiderruflich geregelt ist. Die Studenten haben also noch Gelegenheit, ihre — begründeten — Wünsche und Anregungen vorzubringen. Auch an ihnen wird es liegen, wie die endgültige Regelung aussehen wird.

Peter Scholz

LE CHAHUT D'AIX e. P.

Organisatoren und Teilnehmern unserer Universitätsfeste gewidmet.

In den ersten Wochen eines jeden „année scolaire“ billigt die Polizei von Aix-en-Provence den Studenten und Studentinnen der „Faculté du Droit“ Narrenfreiheit in den Straßen dieser Stadt zu. Für die einen leider, für andere Gott sei Dank, ist diese Freiheit auf einen einzigen Tag beschränkt.

Der „Chahut“ von Aix verdankt seinen Namen einem Professor der Rechte, der vor etwa zwei Dezennien in seinen Vorlesungen ein besonderes Augenmerk auf die „Rachimbours“, d. h. auf die fränkischen Freien richtete, die — sieben an der Zahl — der Rechtsprechung der Grafen beiwohnen durften, ohne Urteilsgewalt zu haben.

Narrenfreiheit verträgt sich nicht mit Vorlesungsfesseln ... und so hatte die Professorenschaft an diesem Tage Urlaub, auch die der „Faculté des Lettres“, da ja die studentische Solidarität den stud. phil. die Teilnahme am „chahut“ zur Ehrenpflicht macht.

Morgens um 11 Uhr wurde der sogenannte „monôme“ zusammengestellt. Studentinnen und Studenten hatten sich im Cité-Viertel eingefunden. Ein Teil von ihnen trug den „Universitätsdeckel“, die sogenannte „faluche“, eine schwarze Sammetmütze, über deren Mitte ein rot-gelber Streifen (Stadtfarben von Aix-en-Provence) lief und deren Rand bei Jura-Studenten von einem roten, bei Philologiestudenten von einem gelben Band umgeben war. Mit dem musikalischen Aufruf: „Formez monôme, formez monôme, formez ...!“ setzte sich eine Riesenschlange in Bewegung, wobei sich Männlein und Weiblein fest an den Händen packten. An der Spitze wandelten einige Studenten in der Kleidung der fränkischen Rachimbours, mit einem zuckerhutförmigen Helm auf dem Kopf und gaben dem ganzen einen etwas historischen oder wenigstens traditionellen Anstrich. Zwei, drei Trommeln, die ab und zu wilde Laute von sich gaben, paulten den Takt.

Die singende und gröhrende Menge schlängerte sich zunächst auf dem „Cours Mirabeau“, der Champs-Élysées von Aix, zwischen den in der Mitte parkenden Citroen, Quatre CV und Peugeot hindurch, von einem Bürgersteig auf den anderen und verschwand schließlich in der Rue de la Masse. Auf dem Wege von dort zum Rathaus wurden rechts und links Leute vornehm angepöbelt oder man bandelte johlend mit den Neugierigen an, die aus allen Etagen auf den seltsamen Zug hinunterschauten und die Leidenschaften hier und da mit einer kühlen Dusche zu besänftigen versuchten. Am „altherwürdigen Hotel-de-Ville“ angekommen, schwenkte die Menge nach links und besetzte — des Singens immer noch nicht müde — den Innenhof. Nach einer kleinen freundlichen Demonstration steuerte die Schlange die nahe den alten Fakultäten gelegene Buchhandlung in der Rue Gaston de Saporta an. Hier wurde dem tüchtigen Inhaber bescheinigt, daß er sehr wichtig für das geistige Wohl der Studenten sei und daß seine noble Bedienung ihm einen freundlichen Kundenkreis gesichert habe.

Nun kam der Festakt des Morgens, „la Bapteme de la Promotion“, der vor dem Palais de Justice stattfand (eine „promotion“ ist in diesem Falle die Gesamtheit der „Neuen“). Vor der wuchtigen Säulenkulisse des Palastes, zum Teil auf der riesigen Frei-



terre stand die aufgelöste Schlange und nahm die Proklamation an die neuen akademischen Bürger, die von einem Studenten in richterlichem Talar verlesen wurde, entgegen. Den „Novizen“ wurde klargemacht, daß sie bisher „ignorants“ gewesen seien und daß sie nun gemäß den Traditionen der Universität Weisheit und Wissen zu erarbeiten hätten. Höhepunkt der Taufe war die Zerschlagung einer Sektflasche auf dem Kopfe eines verdienten Juristen der Stadt Aix, namens Portalis, der, in Stein gehauen, einen Dauersitzplatz vor dem Justizpalast eingenommen hat. Von dem weiter links stehenden und unter dem Namen „Meisterstück des Konditorgewerbes“ bekannten Denkmal hätte Mirabeau wahrscheinlich gern eine zündende Rede gehalten.

Nach diesem feierlichen Akt erstand die Schlange wieder und wälzte sich durch die Rue Thiers zum Denkmal des Roi René auf dem Cours Mirabeau, unter dessen stillem Schutz der traditionellen „Samba du Rachimbourg“ getanzt wurde. Auf vielen Umwegen, wiederum zwischen Autos und von einem Trottoir aufs andere wankend, erreichte die akademische Jugend schließlich das Haus des „Sous-Préfet“. Einige Studenten scheuten sich nicht, ans Fenster des höchsten Beamten der Stadt zu klopfen ... und es wurde ihnen aufgetan! Der Sous-Préfet richtete heitere Worte an die Menge, die sie mit lautem Geheul aufnahm. Kraftfahrer, die versuchten, den eigentlich gesperrten Cours Mirabeau zu benutzen, wurden von der Schlange zum Stehen gebracht und einem „flic“ anvertraut.

In den Nachmittagsstunden ging im „Mistral“ eine Imitation der Professoren der Rechte über die Bretter. Der „clou“ des Tages (oder besser der Nacht) war die „Nuit du Droit“, der Abschlußball, der sich unter den Klängen einer rot gekleideten Jazz-Band in der großen Eingangshalle der „Nouvelles Facultés“, bis in die frühen Morgenstunden hinzog.

(Man raunt sich hier in Aix zu, daß alles deshalb ein wenig friedlicher als anderswo in Frankreich zugehe, weil die „Naturwissenschaftler“, die „Mediziner“ und die „Pharmazeuten“ fehlten, die ja bekanntlich in Marseille studieren. Dafür bieten aber die Korsei manches kostenlose Theaterstück in Aix, das sie als „ihre“ Universitätsstadt betrachten.)

Emil Senn

Herausgeber: Alexander Böhm, Wolf Erich Kellner, Gernot Schweikhardt, Oscar Strobel, Gerhard Weber.

Für die Redaktion verantwortlich: Günther Gruppe, Udo Kollatz, Ernst Alexander Saupe, Werner Schaffernicht, Gernot Schweikhardt.

Verantwortlich für Marburg: G. Mehnert

Korrespondent in Bonn: Peter Scholz

Geschäftsführung: Peter Götz, Anzeigenverwaltung: Heinrich Götz, Frankfurt a. M., Rheinstraße 7, Tel. 7 72 09.

Konten der Zeitung: Rhein-Main Bank Nr. 121 210, Frankfurter Sparkasse von 1822 Nr. 30158. Manuskripte sind zu richten an „DISKUS, Frankfurter Studentenzeitung“, Universität Frankfurt a. M., Mertonstr. 17, Tel. 7 00 91, App. 213. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, geben die Meinung des Autors wieder, aber nicht unbedingt die der Redaktion.

Der DISKUS ist das Nachrichtenblatt der „Vereinigung der Freunde und Förderer der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt a. M. e. V.“; auf die redaktionelle Gestaltung der Zeitung hat die Vereinigung keinen Einfluß.

Druck: Druckerei Dr. Günter Zühlendorf, Frankfurt a. M., Eckenheimer Landstr. 60b, Tel. 5 11 78.

Abonnements zum Preise von DM 1,50 für zwei Semester schriftlich bestellen unter Einsendung des Geldes an die Geschäftsführung: Rheinstraße 7.

Flüchtig genug?

„Verhaltensweisen wechselnder Volksteile“ werden den Lauf der Gerechtigkeit künftig nicht mehr beirren: Der Bundesgerichtshof hat bessere Kriterien dafür gefunden, „ob ein bestimmtes Tun im Bereich des Geschlechtlichen, etwa der geschlechtliche Verkehr zwischen Verlobten, gegen ein grundlegendes Gebot geschlechtlicher Zucht verstößt“ (Beschluß des Großen Senats für Strafsachen vom 17. 2. 1954).

Zu bestrafen war eine Mutter wegen Kuppelei; denn sie hatte zugelassen, daß der Verlobte bei ihrer Tochter übernachtete, die binnen Monatsfrist ein Kind von ihm erwartete. Ein bestimmtes Tun im Bereich des Geschlechtlichen war also nachgewiesen, das gegen ein grundlegendes Gebot geschlechtlicher Zucht verstößt — aber nicht etwa ein Tun, das so kurz vor einer Geburt sowohl vor wie in der Ehe Unzucht genannt zu werden verdiente. Nein, nachgewiesen und hinreichender Tatbestand „bestimmten Tuns“ war das Übernachten, und die nicht juristisch geregelte, die menschliche Zucht darf dem Richter gleichgültig sein.

Um nun jedweder möglichen Relativierung des Begriffs „Unzucht“ in der Rechtsprechung zu steuern, hat der Große Senat die Grundsätze von Zucht und Unzucht allgemeiner verbindlich festgestellt. Das „Sittengesetz“ hat die Ordnung der Einehe „zur Grundlage des Lebens der Völker und Staaten gemacht“. Es ist ein sehr strenges Gesetz, trotz Altem Testament, Mohammed und allen Forschungen der Ethnologie: „Denn die unbedingte Geltung der ethischen Norm läßt keine Ausnahme zu. Wohl aber . . .“ der Große Senat des Bundesgerichtshofes und seine Interpretation dieser Norm, denn danach „reicht das sittliche Gebot geschlechtlicher Enthaltsamkeit für die Verlobten nicht so weit, daß es sie auch dann verpflichtet, wenn sie ernsthaft zur Ehe entschlossen und sich ihrer Verantwortung bewußt sind, wenn sich der Eheschließung aber zwingende Hindernisse entgegenstellen, die von den Verlobten nicht zu verantworten sind und die in absehbarer Zeit nicht behoben werden können . . .“, da das Verlöbniß „so sehr eheähnlichen Charakter“ annimmt, „daß der Verkehr der Partner einer solchen Gemeinschaft keinem sittlichen Unwerturteil unterliegen kann“. Grundsätzlich, von den weiteren vom Bundesgerichtshof zugestandenen Ausnahmen abgesehen also, bleibt aber „die naturhaft nächste Beziehung der Geschlechter so folgenreich und zugleich so verantwortungsgeladen“ (und wäre es selbst das bloße gemeinsame Übernachten im neunten Monat!), daß „sie sich nur in der ehelichen Gemeinschaft zweier einander achtender Partner sinnvoll erfüllen“ kann. „Dieses Gebot gilt auch, und zwar in besonderem Maße, für die Verlobten, die ja nicht eine flüchtige erotische Beziehung, sondern eine lebenslange verantwortliche Bindung anstreben und die sich deswegen besonders gegen-

seitige Achtung, aber auch Achtung vor dem Gesetz der Eheschulden.“

Einer, der — verwirrt von so viel unbedingter Geltung samt lebenswichtigen Ausnahmen dazu — jetzt wissen möchte wie er den Vorwurf einer Unzucht vermeiden kann, wird für den letzten Satz Dank wissen: Ist die erotische Beziehung nur flüchtig genug, braucht man — per argumentum e contrario — weder voreinander Achtung zu haben noch Verantwortung und Folgen zu fürchten. Welch ein Sittengesetz!
Udo Kollatz

Schlechthin soldatisch

Die Kriegsgefahr zwischen Deutschland und Ägypten ist endgültig gebannt: Frau Lucie Maria Rommel überreichte bei ihrem Besuch am Nil Staatspräsident General Nagib den von Generalfeldmarschall Rommel ausgearbeiteten Plan zur Eroberung Ägyptens durch das deutsche Afrikakorps.

Die Bedeutung dieser Geste ist kaum abzusehen.

Versöhnung? Die Ägypter sind uns eigentlich nur wegen der Wiedergutmachung an Israel böse. Sie bedauern höchstens, daß Rommel seinerzeit die Engländer nicht vom Nil vertrieben hat, wo sie heute noch zum Leid der Ägypter sitzen. Daß Frau Rommel Nagib mit Rommels Eroberungsplan über die deutsche Wiedergutmachung an Israel hinwegtrösten wollte, ist aber nicht anzunehmen. Versöhnlich kann ihr Präsent also nicht gemeint sein. Vielleicht wollte Frau Rommel auch nur die Aufrichtigkeit der deutschen Friedensbeteuerungen bestätigen. Aber auch das ist nicht wahrscheinlich. Da wir — außer der Grabpflege — keine Interessen mehr in Nordafrika haben, ja nicht einmal ein Heer besitzen, wäre ein anderer Gegenstand — ein Ölweig zum Beispiel — symbolkräftiger gewesen. Wenn Rommels Plan übrigens eine derartige Bedeutung hätte, wäre er sicher von der Dienststelle Blank schon längst beschlagnahmt worden.

Die Überreichung des Feldzugplans kann also nur nichtsagend, also rein soldatisch gemeint sein. Man muß dabei wohl berücksichtigen, daß Frau Rommel Soldatenvereinigungen nahe steht, die das „Soldatische an sich“ pflegen, das große Erlebnis der Kameradschaft, ohne zu wissen, wozu ihr Soldatsein gedient hat und wozu es vielleicht noch einmal dienen könnte.
K. Walter

Dienstwege — Umwege

Es war einmal ein kleiner Student, der im Zuge seiner Rückmeldung für das Sekretariat ein Papierchen benötigte, das er zufällig nicht bei sich hatte. Die freundliche Sekretariatsdame sagte ihm, er solle sich das Papierchen beschaffen und dann wieder zurückkommen. Er könne auch durchaus noch etwas später als 12 Uhr kommen, und wenn die Tür des Sekretariats verschlossen sei, solle er den Universitätspförtner bitten, ihn per Telefon anzumelden, damit sie für ihn die Tür öffnen könnte.

Solche Behörden sind durchaus erträglich. Aber damit es dem Studentlein nicht zu gut ginge, sollte er das Gegenteil einer großzügigen Behörde noch am selben Tag kennenlernen.

Um fünf Minuten nach 12 Uhr keuchte er zum Uni-Pförtner, erzählte ihm alles, auch daß die Dame ihn im Sekretariat erwarte, und er bitte doch, der Pförtner möge ihn per Telefon anmelden. Nein, also das könne er nicht, war die Antwort. Dieses sei ein Diensttelefon und da könne er keine außerdienstlichen Gespräche führen. Er empfehle dem jungen Mann, ihn — den Pförtner — von einem öffentlichen Fernsprecher aus anzurufen, und dann könne er ihn mit dem Sekretariat verbinden.

Es muß einmal offen gesagt werden, die gesamte Universität mit all ihren Angestellten lebt davon, daß Studenten hier studieren, und zum Studieren gehört (leider) auch die Rückmeldung und das Belegen. Es darf wohl keiner juristischen Erörterungen, ob das fragliche Gespräch dienstlich oder nichtdienstlich war.

Aber „die Wissenschaft ist eine Kuh, an der viel gemolken wird“, und das Wort ‚dienstlich‘ gibt erhöhte Existenzberechtigung.
G. W.

Solidaritätswoche vom 14. bis 19. 6. 1954

In der Zeit vom 14. bis 19. Juni wird der Asta eine Solidaritäts-Sammlung durchführen. Der Ertrag dieser Sammlung ist für die Unterstützung von politischen Häftlingen in der SBZ und deren Angehörigen sowie für diejenigen Studenten bestimmt, die auf Grund ihrer „politischen Unzuverlässigkeit“ kein Staatsstipendium in der SBZ erhalten, und sich mit kümmerlichen Mitteln bescheiden müssen.

Von den politischen Flüchtlingen und entlassenen Häftlingen hört man immer wieder: „Wir haben ausgehalten, weil ihr an uns dachtet“. Denken wir wirklich alle an die große seelische und auch materielle Not derer, die für ihre Überzeugung Leiden auf sich nehmen? Sagen wir uns nicht häufig, was interessiert uns die Not der anderen, wir haben selbst mit uns genug zu tun? Sind wir dann überhaupt würdig, die Hoffnungen, die die anderen auf uns setzten, zu tragen?

Verschließen Sie sich nicht den Bitten der Sammler.

Asta

German „Life“-lie

Das Ausland schätzt uns nicht um unserer von uns selbst so hochgepriesenen Tüchtigkeit willen: den Beweis dafür gibt die Sondernummer der amerikanischen Illustrierten „Life“ über „Germany — a giant awakened“.

Deutschland — ein Land, in dem man fünf Mahlzeiten ißt — any one of which would seem heavy to most Americans — ein Land, dessen männliche Bewohner der romantischen Schönheit der Landschaft die rauch- und bierdunstige „Gemütlichkeit“ der Bahnhofsgaststättenatmosphäre des Hofbräuhauses vorziehen, während die Gattinnen und Kinder züchtig daneben sitzen und das Fassungsvermögen des Vaters bewundern. — Bei etwas Glück kann man auch erlauschen, wie die deutschen Mädchen, die Tag für Tag in unerfüllter Sehnsucht ins Büro gehen, nach getaner Arbeit ihren Arbeitskittel so gründlich mit dem Taft-Abendkleid für einen Opernbesuch vertauschen, daß sie dabei — bis die Aufnahme für „Life“ gemacht ist — nicht einmal ihre Wäsche anbehalten; Trade-boss Erhard, „President of the republic is Theodor Heuss, who performs mainly ceremonial functions. — It is Konrad Adenauer who has the governing power“, Fritz Schaeffer „Logical successor to Adenauer“ — das sind die Männer, die das Wiederaufbauwunder kreierten, und denen man jetzt vertrauensvoll die Wiederaufrüstung überlassen kann. Die vielen Schlösser mit dem natürlich verarmten aber immerhin doch echten Adel, ein „Outburst“ der jahrelang unterdrückten modernen Kunst, old labor boss Walter Freitag, new capitalist Oswald Hoffman, refugee industrialist Richard Bruhn und Krupp heir Alfred — das charakterisiert uns in den Augen der Amerikaner nicht weniger als unsere „milestones of culture“, zu denen Gutenberg, Kant, Hegel, Schiller, Goethe, Beethoven, Richard Wagner, Nietzsche, Robert Koch, Engels, Marx und Hitler gehören: das also ist Deutschland . . . nicht so, wie wir selbst uns verstehen. Aber kommt es nicht darauf an, wie wir auf die anderen wirken, wie wir von ihnen eingeschätzt werden? Wenn die Amerikaner Anforderungen an uns stellen, müssen sie nicht ihrer Vorstellung von Deutschland und den Deutschen entsprechen, die hier in „Life“ ihren Ausdruck fand?

Die Sonderausgabe von „Life“ verrät mehr als die geheimnisvolltuende offizielle Politik, sie zeigt, wie man uns wünscht, um uns auch weiterhin vertrauen zu können: harmlos reaktionär, fleißig, romantisch, verfressen, bescheiden und teilweise sogar blaublütig. — Aber wollen und werden wir dieses Vertrauen in unser „So-Sein“ rechtfertigen?

M. Sobotka



RHEIN-MAIN BANK

A K T I E N G E S E L L S C H A F T

FRÜHER DRESDNER BANK

Frankfurt a. M., Gallus-Anlage 7

Fernsprecher: Ortsverkehr 30061, 30221, Fernverkehr 30231

Depositenkassen in Frankfurt a. M.:

Mainzer Landstraße, Mainzer Landstraße 93 · Opernplatz, Große Bockenheimer Straße 37 – 39

Roßmarkt, Roßmarkt 14 · Schweizerstraße, Schweizerstraße 27 · Großmarkthalle, Rückertstraße 4, Westanbau

55 Niederlassungen im süddeutschen Raum



Klausur in Kloster Andechs

Vermutlich waren es einige Wirrköpfe, die auf der diesjährigen Mitgliederversammlung des Verbandes deutscher Studentenschaften, die Anfang Mai in Kloster Andechs am Ammersee stattfand, einer Politisierung dieses Verbandes das Wort redeten. Die Verhandlungsleitung gab einem allgemein spürbaren Verlangen nach, als sie vor die Behandlung der technischen und Routinefragen eine grundsätzliche Aussprache über die Frage „Wo stehen wir“ setzte. Dieser Wunsch nach einer Grundsatzdebatte entsprang wohl dem Gefühl, daß der VDS in seinem nunmehr fünf-jährigen Bestehen zwar auf allen Sektoren arriviert sei, daß aber der innere Gehalt mit dieser schnellen Entwicklung auf vielen Gebieten kaum Schritt gehalten habe. Vielleicht daß es an mancher Stelle sogar hohl klinge, wenn man den Mut habe, richtig anzuklopfen. Wollte oder konnte man aber Hohlräume füllen, wenn man so in eine Debatte einstieg, daß man aufstand und — mit oder ohne Konzept (oder Konzeption) — lospolterte? So wurde diese „grundsätzliche“ Debatte ein Debakel. Man hatte manchmal den Eindruck, als ob die Bundesjugendplangelder für staatsbürgerliche Fortbildung nicht bei allen Diskussionsrednern Zinsen getragen hätten. Wirre quasi-politische Forderungen zur berufs- und sozialpolitischen Arbeit wurden erhoben, mit einer Terminologie, die vom „realpolitischen Faktor Studentenschaft“ als „Träger der Zukunft Deutschlands“ bis zur „studentenpolitischen Narrenfreiheit“ reichte. An Stelle der notwendigen klärenden Aussprache über den Stand und die Möglichkeiten des Verbandes entwickelten einige Delegierte „Aktionsprogramme“ und gaben Parolen aus, die bei der heterogenen Struktur dieses Verbandes und bei der Spaltung in Mitglieder mit und solche ohne Farben und Schläger unberechenbar wirken mußten. Der gutgemeinte Hinweis des Vorstandes,



Das neue Präsidium des VDS (v. links) Arnulf von Keubler (Uni Frankfurt) Finanzreferent, Edmund Sawall (TH Stuttgart) Präsident, Julius Cronenberg (Uni Münster) 2. Vors., Horst Avenarius-Herborn (Uni München) Auslandsreferent.

daß in den 1920er Jahren schon einmal die Politisierung zum Ruin und zur Auflösung der Deutschen Studentenschaft geführt habe, tötete weitere Diskussionen im Plenum. Ob „mangels Masse“ oder weil man der parlamentarischen Maschinerie nicht mehr Herr werden konnte, wurde zu diesem Zeitpunkt noch nicht klar. Jedenfalls hat auch die Andechser „Klausur“ keine erschütternde „Gewissensforschung“ zuwege gebracht.

Später zeigte sich dann, daß eigentlich nur eine „politische“ Auseinandersetzung möglich war, nämlich mittels Kampfabstimmung festzustellen, ob ein freier oder korporierter Student für das nächste Jahr Vorsitzender sein sollte. Diese Spannung vor der Entscheidung wuchs am zweiten Tag so an, daß man — vor der Entlastung des alten Vorstandes — die Wahl des neuen Präsidenten vorzog, um die fast schon hysterische Stimmung wieder in ein sachlicher Arbeit zuträgliches Fluidum zu verwandeln.

Die Frage bleibt offen: war es möglich, mit einer Generaldebatte alle schwebenden Fragen zu klären, um dem Verband gewissermaßen einen neuen festen — etwa sogar politischen — Kurs vorzuschreiben? Sie muß — nicht allein wegen der kläglichen Andechser Erfahrung — verneint werden. Der Grund hierzu liegt weniger darin, daß der VDS-Vorstand und die einzelnen Astavertreter, deren Mitarbeit und Meinungen die Tätigkeit des Studentenverbandes ausmachen und mitbestimmen, kein politisches Mandat aus ihrer Wahl zur studentischen Selbstverwaltung mitbringen. Entscheidungen politischen Charakters weichen einer Plenarbehandlung aus. Wenn sie versucht wurden, war das Ergebnis eine wachsweiße, geschickt verklausulierte Empfehlung an die örtlichen Astas, so zu handeln, wie sie es sowieso tun (oder auch nicht). Die Debatte um das Technische Hilfswerk und der Kieler Korporationsbeschluß sind Beispiele hierfür.

Daß aber in der Tat ein Verband, der 120 000 Mitglieder umfaßt, im politischen Klima von Bonn politischer Beeinflussung unterliegt, bedarf keiner besonderen Versicherung. Wieviel politischen Vertrauensvorschuß der Vorstand aber in Anspruch nehmen muß, das zeigte der Bericht und die Diskussion über das Amt für gesamtdeutsche Studentenfragen, auf die später noch eingegangen werden soll. In Kloster Andechs wurde der unpolitische Vordergrund des Verbandes betont, während die eigentlichen Exekutoren stillschweigend beträchtliche Vollmachten mit auf den Weg nahmen.

Hochschulreform bis Charakterbescheinigung

„Die Zahl der Konferenzen und Ausschüsse hat sich im letzten Jahr doch beträchtlich erhöht“, meinte der scheidende Präsident Herbert Gassert in seinem Tätigkeitsbericht. Ob sie alle fruchtbar waren, wagte er zu bezweifeln. Am traurigsten scheint es um den so wichtigen „Planungsausschuß für eine Hochschulreform“ bestellt zu sein, der vor knapp zwei Jahren in Hinterzarten zum letztenmal Reformvorschläge beraten hat. Die Fortführung ähnlicher Beratungen wird zwar noch für dieses Jahr erwartet. Ob die Hochschulreform allerdings jemals mehr als ein zeitgemäßes Schlagwort sein wird, mußte der Präsident der deutschen Studentenschaften ernsthaft bezweifeln.

Zwei Tagungen wurden für diesen Sommer noch angekündigt, die Beachtung verdienen: Ein Seminar mit Teilnehmern aller studentischen Verbände und Korporationen, das sich mit der politischen Entwicklung der Korporationen bis zum Jahre 1936 beschäftigen soll. Unbestätigt blieb das Gerücht, daß man als Sachverständige auch einige Alte Herren bitten wolle, die für den politischen Kurs besagter Epoche verantwortlich waren.

Eine weitere Konferenz wird eine Reihe von Experten in Sozialfragen, als da sind Professoren, Ministerialbeamte, Studentenwerksvertreter, studentische Sozialreferenten und andere in der Sozialarbeit Tätige, zusammenführen. Neben einem Erfahrungsaustausch sollen Wege zur Koordinierung und Vereinfachung der Sozialhilfe für Studierende aufgetan werden. Im Zentrum solcher Beratungen müßte die Ausarbeitung für alle Hochschulen verbindlicher Förderungsprinzipien sein. Dann wäre vor allem zu klären, ob man in Zukunft weiterhin den Weg der kollektiven Subvention gehen will oder ob man wieder versuchen soll, eine individuelle Förderung zu erreichen. Die zweite große Sozialerhebung hat nämlich nicht nur eine breite Schicht sozial schwacher Studenten aufgezeigt, sondern läßt deutlich Rückschlüsse auf ein stark anwachsendes „Rentendenken“ bei den „kollektiv geförderten“ Studierenden zu. Auch müßte einmal bewiesen werden, ob als Unterlage für eine etwaige Förderung eher eine „Charakterbescheinigung“ oder, wie bisher, ein Leistungszeugnis geeignet ist.

Bei der Einsetzung eines Informationsausschusses für Wehrdienstfragen wurden im vergangenen Jahr noch „Komißerfahrung“, Dienstgrad und -alter berücksichtigt, wohl um die nötigen Gegenargumente parat zu haben. In diesem Jahr wurde bei der Neueinsetzung dieses Ausschusses, der unmittelbar mit dem Amt Blank verhandeln soll, vorgeschlagen, daß möglichst alle Fakultäten Vertreter entsenden, um — wohl im Hinblick auf eine baldige Verwendung — Anwärter aller Waffengattungen zur Sprache kommen zu lassen: vestigia terrent.

Wie Mißtrauen überwunden wird

Um das seit langem bestehende Mißtrauen und die Spannungen gegenüber dem Amt für gesamtdeutsche Studentenfragen zu beseitigen, wurde der Ausschußbericht — entgegen der im VDS üblichen Praxis — auf offener Bühne gegeben. Der Bericht begann:

„Es sei gleich eingangs gesagt, daß die Gespräche zwischen den Ausschußmitgliedern und den Mitarbeitern des AGSF in einer Atmosphäre stattfanden, deren Unerquicklichkeit selbst für einen im Dienste des VDS abgeharteten Delegierten eindrucksvoll war.“

So mußte sich der Ausschuß, der auf einen Antrag des Frankfurter Asta hin eingesetzt worden war, bevor er an die eigentlichen Aufgaben, nämlich die Untersuchung der Arbeitsweise und der Verantwortlichkeit dieses Amtes, herangehen konnte, um die Beseitigung „persönlicher Empfindlichkeiten und Ressentiments“ bemühen, die im Laufe des dreitägigen Besuches nicht abgebaut werden konnten. Aus dem Bericht geht hervor, daß man im AGSF den Ausschuß als „McCarthy-Ausschuß“ erwartet und sich entsprechend vorbereitet hatte. Die „Untersuchungen“ kamen nicht weiter als bis zu der Feststellung, daß



Nach einer Besichtigung des Klosters „betreute“ der H. H. Abt Prof. Dr. Lang am Abend die Studenten auch „volkskulturell“. Zwei Hektoliter Klosterfreibier und seine urwüchsige Conference gaben den Rahmen zu einer „bajuvarischen Divina Commedia“ mit Schnadahüpferln und Hackbrettl'n Musi.

1. nicht mehr zu klären ist, wie weit Herrn cand. med. Spangenberg als Geschäftsführer des Amtes von seiten der Delegierten Unrecht geschah;

2. die Ereignisse und die personellen Umbesetzungen im AGSF, auf Grund deren ein mysteriöses Mißtrauen gegen das Amt entstand, nicht noch einmal eruiert werden sollen. Sie gelten als erledigt;

3) der Ausschuß vermochte nicht den Eindruck zu gewinnen, daß Herr Spangenberg bereits dasjenige Maß an gutem Willen und Entgegenkommen aufgewendet hat, das man von ihm im Interesse der herausragenden Bedeutung seiner Aufgaben erwarten kann und muß. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Verbindung zwischen den westdeutschen Studenten und dem AGSF besser wäre, wenn die Persönlichkeit des Herrn S. weniger scharfe Grate aufwies.

Die sachliche Prüfung wurde dem Ausschuß weitgehend verweigert, vor allem der Einblick in die Finanzen. Es wurde lediglich bemerkt, daß der Etat des AGSF größer sei als der des VDS selbst; aber die Stellung des Amtes gegenüber dem Bundesministerium für gesamtdeutsche Fragen als hauptsächlichem Geldgeber schließe diese Prüfung aus.

In der folgenden Diskussion gab man sich mit der Regelung zufrieden, daß — genau wie im politischen Raum, wo nur der Bundeskanzler und der zuständige Minister für die Verwendung solcher Etatmittel freie Hand haben — nur der 1. Vorsitzende und der Finanzreferent Einblick nehmen sollen.

Weiterhin erschien es dem Ausschuß bemerkenswert, daß personelle Veränderungen im AGSF der Zustimmung des gesamtdeutschen Ministeriums bedürfen. Auch die Höhe der Besoldung wird von dort festgesetzt. Ein Einblick in die vom AGSF geführte Kartei über die Lehrkräfte der Ostzone wurde dem Ausschuß verweigert mit der Begründung, „die Rektorenkonferenz wünsche nicht, daß Studenten diese Unterlagen einsähen.“

Das Plenum nahm nach kurzer Diskussion diese Fakten zur Kenntnis, hielt aber eine eingehendere Prüfung durch einen mit größeren Vollmachten ausgestatteten Delegiertenausschuß nicht für nötig. Bei zwei Enthaltungen (von 102 Stimmen) wurden allen Mitarbeitern mit Dank und Anerkennung das Vertrauen ausgesprochen.

Die Klosterregeln des Heiligen Benediktus hatten wohl während seiner einjährigen Präsidententätigkeit im VDS Herbert Gassert als Richtschnur gedient, da er sie wie auch bei früheren Gelegenheiten, wieder an die Spitze seines Tätigkeitsberichtes stellte. Er hat vor allem das Verdienst, im vergangenen Jahr aus den mannigfachen finanziellen Verflechtungen, die sich bei der Geldbeschaffungstätigkeit seiner Vorgänger und Mitarbeiter ergeben hatten, wieder klare Verhältnisse geschaffen zu haben. Auch sonst hat er den Verband aus mancher Mesalliance gelöst und durch seine persönliche Integrität auch dem Verband neuen Kredit verschafft. Deshalb war seine Entlastung „mit Dank und Anerkennung“ und die Aufnahme in den Ehrenvorstand dieses Mal kein parlamentarischer Höflichkeitsakt. gr

Auf einen Antrag des Asta der Universität München wurde ein ständiger Ausschuß für studentische Gemeinschaften eingesetzt, der vor allem das Problem der Korporationen untersuchen soll. In der Diskussion, die der Einsetzung vorausging, wurde von München beont, daß der VDS in der Frage der studentischen Gemeinschaften (sprich Korporationen) aus einer gewissen Lethargie erwachen müsse, um zu verhindern, daß die Interessen gewisser studentischer Verbände (gemeint sind die politischen) größeres Gewicht erhielten als die Ansichten der gewählten Studentenvertreter.

Bundesminister Strauß hatte den katholischen Korporationen „als Geschäftsführer ohne Auftrag“ (wie sein offiziell anwesender Ministerkollege Dr. Schröder es ausdrückte) den Gruß der Bundesregierung überbracht. Dagegen hatten die politischen Verbände demonstriert und sich in einem Telegramm an den Bundeskanzler verwahrt. Der Münchener Asta-Vorsitzende und Vorsitzende des Landesverbands Bayern, Gottfried Wolf (CV), kavelte dagegen:

„Hochverehrter Herr Bundeskanzler!

Der Landesverband Bayern im Verband Deutscher Studentenschaften dankt Ihnen für die Grüße, die Sie dem Dritten Deutschen Studententag durch den Herrn Bundes-Innenminister haben übermitteln lassen. Wir haben es auch besonders dankbar begrüßt, daß der Herr Bundesminister Franz Joseph Strauß außerhalb des offiziellen Rahmens uns begrüßt hat. Den Protest kleiner studentischer Gruppen können wir gewählten Vertreter der Studentenschaft nicht billigen.“



DAS SIEGEL ist seit altersher ein Kennzeichen für die Echtheit. In gleichem Sinne bürgt auch unsere Schutzmarke für die stets zuverlässige Qualität aller unserer Erzeugnisse.



FARBWERKE HOECHST AG, vormals Meister Lucius & Brüning Frankfurt (M)-Hoechst

Gedenkmarsch zum 17. Juni

Vertreter der Studentenschaft der Johann Wolfgang Goethe-Universität haben mit weiteren Hochschulen und den Höheren Schulen in Frankfurt Verhandlungen aufgenommen, die einen gemeinsamen Gedenkmarsch am 16. Juni abends zum Gedächtnis an den Volksaufstand in Mitteldeutschland zum Ziele haben. Der Gedenkmarsch wird voraussichtlich von der Universität über die Bockenheimer Landstraße, Opernplatz, Tausanstraße, Schauspielhaus und Ost-West-Achse zum Römerberg führen. Dort wird in einer Schlußkundgebung die Verbundenheit aller Deutschen diesseits und jenseits des Eisernen Vorhanges ausgedrückt werden.

Der VDS hat auf seiner letzten Mitgliederversammlung den Astas empfohlen, für die im Aufbau befindlichen Universitäten und Hochschulen der unterentwickelten Gebiete (Indonesien, Südafrika, Goldküste und verschiedene Kolonialgebiete) Lehr- und Lernmittel zu sammeln. Der Asta Hamburg übernimmt die Verteilung und Versendung des gesammelten Materials.

(DISKUS)

Parlamentsbericht

Die erste Sitzung des neuen Studentenparlamentes am 18. 5. 54 wurde mit einleitenden Vorträgen über die Arbeit und den Aufbau des VDS (Verband Deutscher Studentenschaften) und des VDSW (Verband Deutscher Studentenwerke) durch die Herren Günther Gruppe und Gerhard Kath begonnen.

Im weiteren Verlauf der Sitzung stellte der Asta seine neuen Referenten, drei davon waren es schon im vergangenen Semester, dem Parlament zur Bestätigung vor. Mit Ausnahme des Presseferenten konnten sie trotz unnötiger Personaldebatten bestätigt werden. Die Argumente verschiedener Parlamentsmitglieder gegen das Presseferat als Institution des Asta wurden leider zum Nachteil des bisherigen Presseferenten ausgelegt und bewirkten seine Nichtbestätigung. Ein vorangehender Antrag, über die Bestätigung des Presseferenten erst nach einer Debatte über das Presseferat abzustimmen, war von der Mehrheit des Parlamentes zurückgewiesen worden.

Nach einem Beschluß des Studentenparlamentes vom 11. 2. 54 dürfen von dem Asta nur dann Gelder an studentische Vereinigungen zugesprochen werden, wenn von seiten der betreffenden Vereinigung die Vorschrift „(b) ... pünktlich innerhalb der ersten Woche nach Vorlesungsbeginn dem amtierenden Asta eine Gesamtbilanz für das vergangene Semester und eine Fortschreibung des Inventars vorzulegen“, erfüllt worden ist. Nachdem das Filmstudio unserer Universität sich dieser Kontrolle durch die Gründung eines eingetragenen Vereins entzogen hat, lediglich über 800 DM (pro Semester) ein Vertrag mit dem Asta geschlossen wird, in dem eine Kontrolle über die zweckgebundene Verwendung dieser Gelder (Semesterschau) dem Asta zugestanden wird, steht nun die Studio-Bühne vor demselben Problem. Der Asta hat im Sinne des zitierten Parlamentsbeschlusses die Studio-Bühne aufgefordert, ihre Satzung entsprechend zu ändern, mußte aber feststellen, daß in § 8 Abs. 1 dieser Satzung der Geschäftsführer der Studio-Bühne nur zur Auskunft über die Verwendung der vom Asta zugesprochenen Gelder verpflichtet ist. Auf Antrag des Vorsitzenden der Studio-Bühne vertrat das Parlament diese Frage bis nach einer Mitgliederversammlung der Studio-Bühne. Da aber nicht zu erwarten ist, daß die Satzung entsprechend geändert wird, besteht die Gefahr, daß das Parlament durch das Bestehen auf dem Beschluß vom 11. 2. 54 eine weitere studentische Vereinigung zur Umbildung in einen e. V. veranlaßt.

David Farquhar, Austauschstudent im Rahmen des Chicago-Projektes, erklärte durch einen an das Parlament gerichteten, durch den 1. Sprecher verlesenen Brief, seinen Rücktritt als Parlamentsmitglied. In dem Brief wurde von Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und dem Leiter der akademischen Auslandsstelle Prof. Hartner, sowie einigen Schreiben, die ohne seine Kenntnis an seine Universität und eine Außenstelle des State Department gerichtet waren, gesprochen. Die Mehrzahl der Parlamentsmitglieder konnte zu diesem Brief keine Stellung nehmen; eine Aussprache in der nächsten Sitzung wird klären, ob in diesem Zusammenhang das Parlament direkt interessierende Äußerungen gemacht wurden.

Für David Farquhar rückt Heinz Brakemeier als Vertreter der Wiso-Fachschaft ins Parlament nach.

Im Mittelpunkt der letzten Sitzung des alten Studentenparlamentes stand der Bericht des Prüfungsausschusses Asta. Auf Grund dieses Berichtes konnten die drei Asta-Vorsitzenden und

Wieder Auslandsfahrten durch Asta-Referat

Das Auslandsreferat des Asta der Universität Frankfurt veranstaltet nach langer Unterbrechung wieder Studienfahrten ins Ausland. Für das laufende Semester sind Fahrten nach Paris vom 26. 7. — 1. 8. und vom 9. 8. — 15. 8. vorgesehen. Eine Italienfahrt mit längerem Rom-Besuch wird vom 6. 9. — 17. 9., eine Nordafrikafahrt vom 21. 9. — 11. 10. durchgeführt. Die letzte Fahrt in diesem Jahr vom 16. 10. — 27. 10. hat Spanien zum Ziel, hier besonders Barcelona und Mallorca.

Die Preise für die einzelnen Fahrten:

- 7 Tage Paris 94,— DM,
- 12 Tage Italien 220,— DM,
- 21 Tage Südfrankreich — Spanien — Nordafrika 515,— DM,
- 12 Tage Spanien 220,— DM.

In allen Preisen sind enthalten: Kosten für Hin- und Rückfahrt, Unterkunft in Hotels, volle Verpflegung (Frühstück, Mittagessen, Abendessen), Führungen und die Besorgung der notwendigen Visa.

Interessenten erhalten nähere Auskunft im Auslandsreferat der Universität Frankfurt, Studentenhaus, Zimmer 17, dienstags von 13—14 Uhr und mittwochs von 10—11 Uhr.

die Referenten des vergangenen Semesters mit Ausnahmen des Finanzreferenten, entlastet werden. Der Sprecher des Ausschusses, Herr Koch, betonte die Schwierigkeiten, mit denen sein Ausschuß während der Überprüfungsarbeit zu kämpfen hatte. Praktisch hätten die zu Überprüfenden den Ausschußmitgliedern erst ihre Arbeit erklären müssen, da ihnen jede Vorstellung über ihre Pflichten fehlte. Im Zusammenhang mit dem Bericht des Ausschusses, der sich auf Bemerkungen zu dem finanziellen Geschäftsgebaren des Asta beschränkte, wurden zu dem am 19. 5. abgeschlossenen Kassenbericht für das Wintersemester 1953/54 von verschiedenen Parlamentsmitgliedern Fragen gestellt, die durch die Abwesenheit des Finanzreferenten, Herrn Höhle, leider nicht befriedigend beantwortet werden konnten. Aus diesem Grund sah sich das Parlament gezwungen, seine Entlastung dem neuen Parlament zu delegieren. Herr Höhle, der erst gegen Ende der Sitzung erschienen war, bedauerte, daß die Entlastung des Asta nicht schon in einer für die vorangegangene Woche angesetzten Parlamentsitzung, zu der er pünktlich erschienen war, erfolgen konnte. Zu der genannten Sitzung waren so wenige Parlamentsmitglieder erschienen, daß der Sprecher die Beschlußfähigkeit feststellen und die Sitzung vertagen mußte. Allgemein wurde an dem Kassenbericht die Unübersichtlichkeit des Geschäftsganges kritisiert und eine deutlichere Aufgliederung der einzelnen Posten für die Zukunft gefordert. Der Kassenbericht selbst schließt, bei Einnahmen in Höhe von 11,600 DM (2,— DM Semester-Beitrag pro Student) und Ausgaben in Höhe von 11 459,56 DM, mit einem geringen Überschuß, der in das neue Haushaltsjahr übernommen wird.

Der Bericht des „Satzungsausschusses“ enthielt einen Antrag, die Vorschrift der absoluten Zweidrittelmehrheit für die Aufhebung früherer Parlamentsbeschlüsse wegen der niemals ausreichenden Beteiligung der Parlamentsmitglieder an den Sitzungen abzuändern. Aus diesem Grunde konnte z. B. das Auftrittsverbot für das Kabarett „Die Amnestierten“ im Studentenhaus bis heute nicht beseitigt werden. Mangelnde Beteiligung verhinderte jedoch auch in dieser Parlamentsitzung eine Behandlung, da zur Satzungsänderung diese auch diesmal nicht vorhandene Mehrheit benötigt worden wäre.

Der Versuch, den Punkt „Couleur im Studentenhaus“ in der Form eines Dringlichkeitsantrages auf die Tagesordnung zu setzen, scheiterte, da dieser Punkt (Vortragsabend des Coburger Convents im Festsaal des Studentenhauses) nach der Auskunft des Sprechers in die Legislaturperiode des neuen Parlamentes fällt.

Das Studentenparlament der Universität Helsinki erhielt einen Tadel von der Studentenzeitung „Ylioppilaslehti“, weil in der letzten Sitzung nahezu die Hälfte der Abgeordneten abwesend war, ein großer Teil davon unentschuldig. Der Parlamentsvorsitzende führte die mangelnde Beteiligung auf „Frühjahrsmüdigkeit“ zurück und erklärte die Sitzung für ungültig. Zur Strafe sollen die fehlenden Abgeordneten namentlich in der Studentenzeitung veröffentlicht werden.

(Studentenspiegel)

Universitätsfest 1954

Freitag, 25. Juni

- 10.30 Akademischer Festakt in der Aula der Universität
- 14.00 Leichtathletik-Wettkämpfe
- 15.15 Vorführung der Reitertruppe der Universität
- 15.30 Fußballspiel
in der Pause des Spiels:
5 × 1/2 Rundenstaffel der Fakultäten
- 17.00 Rundgespräch zwischen Bundestagsabgeordneten und Professoren „Wer ist Akademiker?“ (Universitätsclub)
- 20.00 Festpremiere der Studiobühne:
August Strindberg: „Die Stärkere“
Bernhard Shaw: „Gift, Liebe und Versteinerung“

Samstag, 26. Juni

- 13.30 Abfahrt zum Sommerfest in St. Goar (7,50 DM)
- 18.30 „La belle et la bête“ (Filmstudio)
- 21.00 „La belle et la bête“ (Filmstudio)

Sonntag, 27. Juni

- 8.30 Katholischer Festgottesdienst
- 10.00 Evangelischer Festgottesdienst
- 17.00 „La belle et la bête“ (Filmstudio)
- 20.00 August Strindberg: „Die Stärkere“ (Studiobühne)
Georg Bernhard Shaw: „Leidenschaft, Gift und Versteinerung“ (Studiobühne)

Montag, 28. Juni

- 20.00 Vortrag von Professor Albert Hahn: „Bemerkungen zur amerikanischen Konjunkturlage“

Dienstag, 29. Juni

- 20.00 Universitätsball in der Kongreßhalle auf dem Messegelände. Es spielt Robby Spier mit seinen Solisten.

Freitag und Samstag fallen sämtliche Vorlesungen aus.

hundemüde und doch wach und
„auf Draht“ sein müssen... da hilft nur
KOLA DALLMANN
21 TABLETTEN DM 1,25 IN APOTH. u. DROG.

Hochschulnachrichten

Marburg

Prof. Dr. Dr. Georg F o h r e r, hat einen Ruf auf den Lehrstuhl für Alttestamentliche Wissenschaft und Biblische Archäologie an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien erhalten.

Die Landsmannschaft Hasso-Borussia feierte zusammen mit Zimmerleuten und Mauern das Richtfest ihres wiedererstandenen Hauses am Weinberg.

Die demokratische Studentengruppe an der Philipps-Universität im BDSV veranstaltete am 15. und 16. Mai ein Seminar zu dem Thema „Wir und der Staat Israel“. Als Gäste sprachen Prof. Landshut (Hamburg), Prof. Rengstorff (Münster) und Dr. Uri Naor von der Israelischen Mission in Deutschland.

Die Evangelische Studentengemeinde an der Philipps-Universität veranstaltete in der Zeit vom 17. bis 22. Mai eine evangelische Hochschulwoche, die von über 700 Studenten besucht wurde.

Der Marburger Asta beschloß in seiner letzten Sitzung, der nächsten Studentenvollversammlung einen Antrag vorzulegen, demzufolge ein Subventionsbetrag von —,50 DM pro Student und Semester für die „marburger blätter“ zusammen mit den zusammen mit den Sozialgebühren erhoben werden soll.

Frankfurt

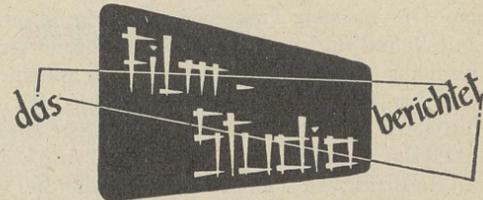
Evangelische Studentengemeinde

ab 23. Mai jeden Sonntag, 10.00 Uhr, Kapelle des Studentenhauses Gottesdienst

Morgengebet: täglich 7.45 Uhr (außer Samstag)
u. zw. Mo., Do. Kapelle des Studentenhauses
Di., Mi., Fr. Sekretariat (Zimmer 32)

Abendgebet: Freitag, 19.15 Uhr, Kapelle des Studentenhauses
Wöchentliche Hochschulabende jeden Mittwoch, 19.00 Uhr c. t.,
Kapelle des Studentenhauses

Auslegung ausgewählter Stücke des Markusevangeliums mit Aussprache
Tagungen: Studententagung „Was ist Wahrheit?“ (ausf. Programm folgt)
Treffen mit Studenten aus Mitteldeutschland:
29. Juli bis 1. August in der Evangelischen Akademie
Schmittens/Oberreifenberg
3. Deutscher Evangelischer Studententag:
1.—5. August, Heidelberg
Ferientagung in Gosau/Österreich: 15.—31. August



Sonderveranstaltung

Mittwoch, 16. Juni, 14, 16.15, 18.30, 21 Uhr

Donnerstag, 17. Juni, 14, 16.15, 18.30, 21 Uhr

„Der Ruf“

Regie: Joseph v. Baky (Deutschland 1949)

Drehbuch: Fritz Kortner

Darsteller: Fritz Kortner, Rosemarie Murphy, Johanna Hofer.
In diesem Film vor fünf Jahren gedreht, versuchte Fritz Kortner das Schicksal eines aus der Emigration nach Deutschland zurückkehrenden Universitätsprofessors vorauszusagen. Wieviel daran richtig war, was falsch gedreht wurde, läßt sich heute besser beurteilen.

Mittwoch, 23. Juni, 14, 16.15, 18.30, 21 Uhr

Donnerstag, 24. Juni, 14, 16.15, 18.30, 21 Uhr

„Der Göttergatte“

(Prima Communione)

Regie: Alessandro Blasetti (Italien 1950)

Darsteller: Aldo Fabrizi, Gaby Morlay, Ludmilla Duarova
Im Beiprogramm: „Amor am Steuer“

Sonderveranstaltung zum Universitätsfest

Samstag, 26. Juni, 18.30, 21 Uhr

Sonntag, 27. Juni, 17 Uhr

Montag, 28. Juni, 20 Uhr

„La belle et la bête“

Regie: Jean Cocteau



Rendezvous in Genf

Ein hier in Frankfurt studierender Kommilitone aus Indien kehrte vor einigen Tagen von einem Besuch in der Schweiz zurück. Er schildert hier seine Eindrücke von den zur Zeit in Genf tagenden Außenministern.

Zwar ist der Frühling herrlich. Aber von irgendwoher hat ein beklemmender Druck sich auf Genf, das um diese Jahreszeit am schönsten ist, gelegt. Als man auf der Berliner Konferenz beschloß, sich hier wiederzutreffen, geschah es wohl mit einer kleinen Nebenabsicht — wohl nicht allein um der perfekten Konferenzapparatur des Palais des Nations willen, sondern die Aussicht auf Frühlingstage in Genf hatte die „Großen Vier“ in angenehme Vorgefühle gewiegt. Aber je näher die schönen Tage herangerückt sind, desto pessimistischere Weltstimmung drückte auf das Klima — auch auf das von Genf.

Einigermaßen schien es selbst auf die Einwohner zu drücken, wenngleich sie nicht gerade verstört dreinblickten. Sie trugen ihr gewohntes Lächeln, vermischt mit dem gewichtigen Ernst des Saisongeschäfts, das eben anbrechen soll. Daß es nun gerade eine für die Welt Entscheidungen bedeutende Konferenz war, die jetzt in ihrer Stadt beginnen sollte, schien sie allerdings nicht gerade aufzuregen. Es wäre auch verfehlt, sie darum zu tadeln, denn Konferenzen hat man in Genf nachgerade täglich.

Die Natur selbst schien von der Stimmung dieser Konferenz einen genaueren Ausdruck zu geben. Der Himmel startete reingefegt und blank auf den Völkerbundspark an jenem Mittag des 26. April. Die Sonne schien nüchtern und brannte, und der Wind hielt den Atem an. Kein Blatt flirrte an den Bäumen. Der Hügel hinter dem Palais, bar jeden Grüns, schien von äußerster Trockenheit. — Und das Palais selbst zeigte sich von allen Seiten abgeschirmt — mit schweizer Militär und Polizeikordons. Der Platz vor dem Haupttor lag fast leer. Es waren keine Menschenmassen herbeigeströmt. Wofür auch? Sie hätten doch nicht Zeugen irgendwelcher Ereignisse, Begrüßungen oder populären Lächelns werden können.

Etwa zwanzig Minuten vor drei kamen die ersten Delegiertenautos angeflitzt — sehr verschiedene Modelle, große und kleine Ausführung auf Hochglanz. Sie fuhrn direkt in den Innenhof des Palais vor das Sonderportal, das für die Mitglieder der Delegationen reserviert ist. Nun wurde offenbar, daß es die erste der großen Genfer Weltkonferenzen sein würde, deren Delegierte in der überwiegenden Mehrzahl der sogenannten Gelben Rasse angehörten. Und damit gab sie dann auch so etwas wie einen wirklichkeitsgetreuen Querschnitt dieser Welt wieder.

Die anwesenden Pressevertreter sahen etwas angestrengt aus mit bleichen aber gespannten Gesichtern. Eine leichte Erregung war ihnen anzusehen, und ebenso auch den Gruppen der UN-Angestellten, die aus den Fenstern und von Balkons, ja, selbst vom Dach herab sahen. Sie hatten natürlich an ihren Schreibtischen zu sitzen, aber sie mußten einfach sehen, wie die Leute ankamen, von denen vielleicht das Schicksal aller in der Zukunft abhängen würde.

Der chinesische Außenminister Tschu-en Lai entstieg einer kleinen, etwas altmodischen, aber doch eleganten Limousine. Ein rascher Blick über den Platz, und schon war er mit nervöser Hast in das Portal der Delegierten getreten. Als nächster stieg in aller Ruhe aus einem luxuriösen Sedan der amerikanische Außenminister, John Foster Dulles. Es machte einen eigenartigen Eindruck, wie er auf das Portal zuschritt; die Augen auf den Boden geheftet, als ob er ein Rätsel lösen wollte. Er ging ein wenig nach vorn gebeugt, aber sein Gesicht hatte im Vergleich zum vorigen Jahr eine frischere, rötliche Farbe. Sein Problem war sicher, wie er zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen könnte, d. h. den kommunistischen Ansprüchen Genüge tun und zugleich den Interessen der freien Welt gerecht werden. Woodworth's Gedicht von der Einsamkeit war ihm sicher keine angenehme Assoziation. Die meisten Pressevertreter begrüßten seine Ankunft mit Beifall und versuchten, seine Aufmerksamkeit auf die Kameras zu lenken. Dulles riß sich plötzlich aus seinen Gedanken und dankte für den Applaus, mit einem lebenswürdigen Lächeln, das selbst für weniger geschickte Photographen ein gutes Bild ergeben hätte. Dann wich der freundliche Ausdruck von seinem Gesicht, und er fiel wieder in seine sorgenvollen Gedanken. So schritt er durch das Portal.

Es war ein prickelnder Moment, als der Außenminister der USSR, Wjatscheslaw Molotow, ankam — prickelnd deswegen, weil seinen Namen und seine Persönlichkeit fast etwas Mysteriöses umgibt. Für manche Menschen mag es fast unglaublich erscheinen, daß er ein normaler Mensch wie sie ist. Er ist eine untergesetzte aber wohlgestaltete Erscheinung. Sein Gesicht glänzte, es strahlte fröhliche Gewißheit über die kommenden Ereignisse aus. Er schien sicher zu sein, das größere Gewicht auf seiner Seite zu haben, und einigen Erfolg bei den Verhandlungen erwarten zu dürfen. Aber trotz dieser Gewißheit auf seinem Gesicht, daß er über die stärkere Verhandlungsbasis verfügen würde, machte er einen geschwächten Eindruck, so als ob sein Kopf voll Sorgen sei. Viele der Anwesenden begrüßten auch ihn mit Beifall und riefen seinen Namen. Molotow hielt einen Moment lang

inne, sah lächelnd zur Presse hinüber, winkte kurz mit der rechten Hand und dankte so der Begrüßung. Die Presseleute und Zuschauer antworteten fast reflexartig, indem sie ebenfalls die Hand wie zum Gruß hoben, und einen Augenblick lang ging es wie Lachen durch ihre Reihen, das aber sofort erstarnte, als Molotow sich plötzlich umdrehte und im Gebäude verschwand.

Zwischen der Ankunft Molotows und der der letzten zwei der Großen Fünf lag eine Pause von zehn Minuten. Es war fast drei Uhr. Englands und Frankreichs Außenminister mußten noch eintreffen. Jedermann erwartete, daß der konservative Engländer genau eine Sekunde vor dem Glockenschlag Drei ankommen würde. Der Franzose konnte eher, oder vielleicht auch noch später kommen. Aber da traf auch schon der schwere Wagen Anthony Edens ein. Die Uhr schlug gerade drei, als Eden den Wagen verließ. Er schaute sich unbekümmert um, auf seinem Gesicht waren nicht die Sorgen seiner Kollegen zu lesen. Er machte einen sicheren

Abendländischer Kinderhort für Oststudenten

Eine Flucht aus der Ostzone bedeutet mehr, als daß einer seine bisherige Umgebung mit einer anderen vertauscht, die ihm vorteilhafter erscheint. Und selbst wenn das Hauptmotiv einer Übersiedlung in die Westzone kein anderes sein sollte, so wirkt doch das Nachlassen des politisch-psychischen Drucks und die plötzlich sich darbietende zivile, und wohl recht lau erscheinende Mentalität der Westdeutschen so gewaltig auf den Flüchtling ein, daß man diese Probleme, und unter ihnen auch die seelische Rückwirkung, die ein Ignorieren dieser vehementen Veränderung auf den „Einzugliederten“ haben muß, gar nicht wichtig genug einschätzen kann. Das gilt gleichermaßen auch für Studenten, die aus der Ostzone kommen. Leider wird aber meist zu spät daran gedacht, daß die Flucht, die Art und Weise der Aufnahme und der Unterbringung in der geistigen Verfassung der Flüchtlingsstudenten zwangsläufig Entsprechungen finden müssen, besonders deshalb, weil das äußerliche Aufnahmeverfahren einen Teil der seelischen Probleme der Studenten direkt bedingt.

Der erste und entscheidende Fehler, der hier gemacht wird, besteht in der allzu akkuraten Trennung von — um die Sache bei ihrem fragwürdigen und zynischen amtlichen Namen zu nennen — „materieller“ und „geistig-sozialer Eingliederung“ unserer geflüchteten Kommilitonen. Der Vorgang der geistigen und gesellschaftlichen Annäherung und Anpassung (wobei bezeichnenderweise vom Gegenteil überhaupt nicht die Rede ist) soll anscheinend erst dann beginnen, wenn vordringliche materielle Fragen gelöst sind; für die Philosophie der Aufnahmebehörden folgt daraus, daß für alles andere erst nach Erfüllung dieser Voraussetzungen gesorgt zu werden braucht — wenn überhaupt. In Wahrheit ist eines vom andern nicht zu trennen. Schon wie der Flüchtling im Westen aufgenommen, registriert und in ein Lager weitergeschickt wird, ist ein erstes Kapitel seiner geistigen und sozialen Eingliederung durch den Westen.

Ein zweiter gefährlicher Irrtum liegt in der Annahme, daß die jugendliche Flüchtlinge als begeisterte Anhänger der westlichen Demokratie — „wozu sind sie denn dann geflüchtet?“ — in die Bundesrepublik kommen. Ganz im Gegenteil. Bei der fortschreitenden Politisierung der Erziehung in der Schule, an den Universitäten, am Arbeitsplatz und vielfach auch in der Familie der Sowjetzone ist es kein Wunder, daß die Lebensauffassung und Einstellung zur Umwelt der Studenten, ebenso wie die aller anderen Jugendlichen, von den Maximen der sowjetzonalen Pädagogik stark geprägt ist. Wenn sie auch in ihren Äußerungen und Plänen den Kommunismus und das ostzonale Regime ablehnen, so unterscheiden sie sich doch in ihren Ansichten und ihrer Handlungsweise bereits auffallend und beunruhigend von ihren westdeutschen Kommilitonen. Viele von ihnen neigen zu einer ungesunden und unangemessenen Überbewertung ihrer Person. Ihre politische Mitarbeit, der sich kaum einer entziehen konnte, hat sie im öffentlichen Leben und im Beruf schnell aufsteigen lassen. Unter westlicher Demokratie verstehen sie häufig nichts anderes, als daß die politische Schulung und die Mitarbeit daran aufhört. Sie glauben aber gleichzeitig, daß auch im Westen der Staat alles lenkt, bestimmt, hemmt oder fördert. Infolgedessen fehlt es an der notwendigen Initiative und Bereitschaft zur eigenen Leistung. Während sie im Osten wegen ihrer Jugend unworben und begünstigt wurden, werden sie im Westen zur Bescheidenheit ermahnt. Begreiflich, wenn sie dann annehmen, ihr Gegenüber sei unduldsam und mache ihnen ihre Jugend zum Vorwurf. Enttäuschte Vorstellungen über den „goldenen Westen“ tun ein übriges, die Spannungen zu verschärfen, aus denen schließlich Fehlhaltungen ergeben, die den jugendlichen Flüchtling in unseren Augen zu Unrecht oft anmaßend, anspruchsvoll und uneinsichtig erscheinen lassen — was die Möglichkeiten des Kontakts beschränkt, die gegenseitigen Ressentiments verstärkt und die Möglichkeiten des Verstehens herabmindert.

Natürlich gilt das nicht für alle, vielleicht am wenigsten für Studenten, die oft mit einer durchdacht oppositionellen Einstellung zum Osten in den Westen kommen. Ansätze zu der eben beschriebenen Haltung aber sind überall zu finden.

Diese Einstellungen sind den verantwortlichen Aufnahmebehörden bekannt. Der Unbefangene eBobachter meint deshalb, es werde einiges getan, um ihnen zu begegnen. Sehr bald stellt sich jedoch heraus, daß die den Flüchtling auffangende Gesellschaft des Westens sich weder an einer der Situation angemessenen „Einführung“ des Studenten in seine neue Umwelt versucht, noch berücksichtigt, daß der Flüchtling aus einer sehr festgefühten anderen Ordnung kommt, deren Dogmen, Werte und Anschauungen fortwirken. So prallen die Gegensätze mit aller Gewalt aufeinander — was Wunder, wenn man weiß, daß nach Auffassung der Aufnahmebehörden „das Geistige“ hübsch ordentlich auf „das Materielle“ zu folgen hat.

Mit Mitteln, die für Kindergärten oder Klippschulen ausreichen mögen geht der Westen, repräsentiert durch das Personal der Aufnahmelager, an ein hochpolitisches Problem heran. Was soll

Eindruck wie ein Mann, der wußte, daß es hier für ihn darauf ankam, die Vermittlerrolle zu spielen. Er wurde sehr herzlich begrüßt und antwortete ebenso herzlich. Sein Lächeln blieb unverändert, bis er im Innern des Palais verschwand.

Der Letzte, Georges Bidault, kam zwei Minuten später. Er ist trotz seiner angegrauten Haare, ein fast jugendlich aussehender Mann von mittlerer Statur. Er lachte, als er aus seinem Wagen stieg, als ob all das, was bevorstand, ein Spaß sei. Seine Bewegungen waren rascher, als man es von Politikern seines Ranges gewohnt ist; er stellte sich in Positur, daß die Presse genügend Gelegenheit hätte, ihn auf den Film zu bannen. Allmählich erreichte er den Eingang, und — als ob er die Zuschauermenge nicht verlassen wollte — verweilte er noch einen Augenblick. Mit schneller, graziöser Wendung verschwand er dann unter dem Torbogen.

Die Presseleute und Zuschauer zerstreuten sich, und nun war die Zeit zu schwatzen, zu debattieren und diskutieren, und den Verlauf dieser für die Welt so bedeutenden Konferenz vorauszusagen. Raj. Kumar Kalra

beispielsweise eine aus politischen Gründen geflüchtete Ostzonenstudentin von dem (ausschließlich weiblichen) Personal des Mädchenlagers Westertimke halten, das sie mit „Engelchen“ oder „Kindchen“ anzureden pflegt? Oder Studenten und Abiturienten im Jungenlager Sandbostel, die auf Geheiß ihres Barackengewaltigen allabendlich im Gämsersaß in einer leeren Baracke auf und ab marschieren mußten, da sie „bisher im Leben noch nichts geleistet hätten!“ (Gott sei Dank ist dieser Mann inzwischen fristlos entlassen worden; aber er war und ist kein Einzelfall.)

Zu dieser abstrusen „Pädagogik“ einzelner kommen schwere Fehler und Achtlosigkeiten, die im ganzen System der Aufnahme und „Eingliederung“ begründet sind. Selten findet sich unter dem Personal der Lager jemand, der auf Grund eingehender Kenntnisse der Verhältnisse in der Ostzone mit den geradezu aussprachewütigen Jugendlichen wirklich zu diskutieren in der Lage wäre. Naheliegende Dinge, wie etwa kritische Vergleiche zwischen der westdeutschen und ostzonalen Verfassung werden für unnötig erachtet. Nach Informationen aller Art über den Westen ausgehungert, finden die Studenten in den Lagern ein dürrtiges, in einem väterlich-wohlwollenden Ton verfaßtes Heftchen mit dem überaus poetischen Titel „Rauhe Luft der Freiheit“ sowie einige Tageszeitungen vor, die zudem vor ihrer Auslage einer merkwürdig moralinsauren Zensur unterzogen wer-

Auch die Studenten trinken:



Hergestellt durch Hessische Getränke-Industrie GmbH.
Frankfurt am Main, Hainerweg 85, Tel.: 635 13, 635 42

Mit Genehmigung der Pepsi-Cola Company N. Y.

den. Im Lager Westertimke durfte die Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes, „Aufwärts“, nicht ausgelegt werden, weil sie — welch' schreckliches Zeugnis der Dekadenz des Westens! — Modeberichte für Backfische enthielt. Als weitere Visitenkarte dient die Sondernummer einer „Deutschen Jugend-Illustrierten“ über die jugendlichen Ostzonenflüchtlinge, bei deren Lektüre es selbst dem konzilientesten Leser ob der hier gebotenen Verniedlichung des Problems die Sprache verschlagen muß. Unverkennbar ist die Tendenz, entweder überhaupt nicht für entsprechende Unterlagen und Material zu sorgen oder, wenn dies geschieht, durch die Auswahl ein pseudo-realistisches Bild der westlichen Verhältnisse zu entwerfen. Von wirklicher Information, die die Licht- und Schattenseiten des Westens ehrlich und wirklichkeitsgetreu wiedergäbe, keine Spur.

Obwohl unsere ostdeutschen Kommilitonen wissen, daß ihr Anfang im Westen schwer sein wird, hoffen sie auf Verständnis und die Chance, weiterstudieren zu können. Stattdessen haben sie es in den Lagerbüros mit Menschen zu tun, denen ihre besonderen Wünsche wenig interessant sind. Schließlich werden sie, wenn kein Studienplatz für sie gefunden werden kann, mit sehr drastischen Mitteln in einen westdeutschen Mangelberuf — Bergbau oder Landwirtschaft — gesteckt. Der Gefühlsspannung, die die Flucht in ihnen ausgelöst hat, ihrem Bedürfnis nach einer Katharsis, dem Verlangen, ihre „Geschichte“ erzählen zu können, stehen die Kontaktschwierigkeiten mit der westdeutschen Bevölkerung gegenüber. Nach einiger Zeit bekommen sie deshalb das Gefühl der Einsamkeit und Unsicherheit und meinen, vom Westen „verworfen“ zu werden. So bildet sich schließlich bei ihnen neben der Negation des Bolschewismus ein tiefes Mißtrauen gegenüber der Bundesrepublik heraus.

Als Resultat bleibt, daß nicht nur das technische Verfahren der Aufnahme und Vermittlung in Berufe oder Universitäten versagt, sondern auch die geistige Annäherung und schließlich Anpassung entweder gar nicht versucht wird oder aus den oben beschriebenen Umständen in den meisten Fällen fehlschlägt.

Karl-Christian Kaiser

Etwas spät gekommen, aber . . .

We cannot judge people with so many 'ifs'

SAMUEL BUTLER

... Und er entschloß sich der Einladung zu folgen, freilich mit Vorbehalten, indem er mit einer letzten Möglichkeit, doch nicht hinzugehen, kokettierte. Trotzdem überließ er sich ganz dem Aufregendem des Vorher, den vielfarbenen Vorstellungen von etwas Außergewöhnlichem, das ihn erwartete oder sagen wir besser das er erwartete. Er zögerte, als wäre dieses Ereignis von epochaler Bedeutung und nicht in einem Sprung zu nehmen. Er zauderte, während die Zeit dahinkroch. Zuweilen haßte er die Zeremonie der Spannung und zweifelte an dem Ernst seiner Wünsche, er haßte die Zeit, in der sich sein zappelndes, planendes Ich verfinsterte, seine schwermütige Eitelkeit und seine aufgebauschte Welt, in der er lebte, jene dämmerige, nebeleinsame Welt, die ihn wie eine Falle beherbergte.

Ich werde den Maulwurfshügel meiner Wünsche nicht verlassen, in der kümmerlichen Hoffnung, ein Hochgebirge bestiegen zu haben, von dem aus man das Spielzeugkleine der Ebene verachtet. Das Ich schrumpft im Kerker des Prosaischen.

Morsches Pathos. Scheu vor öden Witzeleien der Kritiker. Mimosengrausame Empfindsamkeit. Das Dichterische verzerrt sich in seiner Rede zum Zynismus. Skurielle Neigung zum Absurden. Asche der Gedichte zwischen den Zähnen. Niemals gedruckt. Keine Gedanken, nur traumschwerer Schlaf und Fesseln der Illusion.

Gott verdamme euch! Denken, Grübeln, Bohren . . . nichts und weniger. Reflexion? In meinem Kopf sitzt ein Tintenfisch, wenn er rülps, fällt mir eine Zote auf die Zunge. Gott verdamme euch Biester von Träumen.

Trotzdem verließ er früh seine Wohnung. Der frischgebügelte Anzug, der weinrote Binder, sein leichter Mantel über der Schulter bewiesen Sicherheit, die aber in einem merkwürdigen Kontrast zu seiner groben Gestalt stand. Er hatte breite Schultern, einen barbarischen Brustkorb und einen mächtigen, braungebrannten Schädel. Über seiner Stirn hing das wirrbraune Haar, und sein Gesicht sah, wenn er den Mund öffnete, verwitert und trotzig aus. Zuweilen flutete ein spöttisches Lächeln, das von der Ecke der Nase ausging, über seine Wangen, meistens zeigten aber gefrorene, in der Beobachtung erstarrte Züge eine ironische Distanz, ein hilfloses Mitleid, und sein kinnbackenschweres Gesicht verschloß sich hinter einer müden Maske. Er zog die Unterlippe herab und drängte sich durch die Menge, aber niemand beachtete seinen schlacksigen Gang, das Schleudern seiner Hände. Er traf keinen Bekannten, den er hätte begrüßen können, aber er war dazu bereit.

Sein Pfiff zerschneidet das Gemurmel der Menge.

Ein Taxifahrer nickte, spuckte die kalte Zigarre aus, zog die rauchgelben Hände aus zerfransten Hosentaschen und ging zum Wagen, wobei er dem Gast vertraulich zublinzelte. Er kniff die geröteten Augen zusammen, und ein kariöses Grinsen verzerrte seinen Mund.

Mit einer hölzernen Gebärde, die linkisch aus seinem rechten Ärmel kroch, winkte er den Kunden in den Wagen.

Na, wohin? Der gutgekleidete Herr sank in das zersessene Polster, sah sein abweisendes Gesicht im Rückspiegel erschaffen und nannte die Adresse. Während der Fahrt überfiel ihn ein asthmatischer Monolog des Chauffeurs, zuweilen von einem wieherndem Gelächter unterbrochen, das aus seinem Mund spritzte.

Er lehnte sich zurück und schwieg. Die Karosserie zitterte. Graue Wände huschten vorüber. Gesichter verschwammen. Er schwieg bis er ausstieg.

Das enttäuschte Gesicht des Fahrers gefror zur Grimasse. Seine Zunge war müde geworden. Die steinerne Schweigsamkeit des Fahrgastes hatte ihn hilflos gemacht. Er schlug die Tür zu und beugte sich über das Steuerrad. Motor.

Warum sie wohl reden? Er hatte kein Wort behalten, und als er die abgetretene Treppe hinaufeilte, den Kopf etwas gesenkt, vergaß er das doppelkinnige Gesicht.

Ein polierter Schädel ließ ihn herein, verbeugte sich überlegen, während er mit einer steifen Handbewegung nach einem großen Raum wies, aus dem Licht und Lärm hervorquoll. Gesprächsfetzen, Anakoluthes, das er nicht zu ergänzen wagte.

Eine nervös bewegliche Hast durchzitterte den Gast. Er sah plaudernde Lippen, spürte Rhetorik, der er nicht gewachsen war. Sein Zorn wäre Verschwendung. Distanz?

Verflucht nochmalichpassiehiernichther.

Er preßte die Blumen an die Brust, sah die basedowschen Augen aus dem glattrasierten Gesicht quellen. Fettgefurchte Stirn starrte ihn an, lächelte einladend.

Der Gast trat zurück und plötzlich, wie unter einem Zwang stieß er zwischen den Zähnen hervor.

Ich habe etwas vergessen. Ich werde später kommen.

Der polierte Schädel trat zur Seite, grinste und sein Schatten fiel hinter dem Gast her, der die Treppe hinunterstolperte.

Im Dämmerlicht der Straße unter den Bäumen fand er sich außerstande umzukehren.

Er lehnte sich an einen Baum, die Hände an die Stirn geprüßt, daß sich die Haut rötete, und überließ sich müden

Vorstellungen. Überlegen Ruhebewahren ohne zu vergessen, aber die heuschreckenartige Hast seiner Gedanken, der schamhafte Versuch, eine Erklärung oder Entschuldigung zu finden, war nur der Anfang einer quälenden Selbstzerfleischung.

Er ging weiter und seine Schritte zerhackten die Stille, im Schatten seiner Flucht spürte er Müdigkeit, und einen Augenblick lang packte ihn eine wilde Lust, die ein starkes Durstgefühl hinterließ, als sie verflogen war.

Ein zwiespältiges Lächeln, ironisch und ausgelassen zugleich floß über sein Kinn und er betrat die Kneipe auf der anderen Seite der Straße.

Irgend jemand, verschwommen in Bewegungen, Kleidung und Umriß, schwankte aus dem Halbdunkel, blieb am Bordstein stehen und erstarrte zu einer hohlwangigen Überlegung.



Zeichnung: Klaus Schlette

Ein alter Mann. Sein kleiner, gebückter Körper, hilflos hilflos, trug schwer an einem Kopf von erschreckender Größe, der auf einem sehnigen Hals lebhaft sich bewegte. Flinke Augen lauerten in einem lederrunzeligen Gesicht. An den Knien hingen ein paar zur Faust verkrampfte Hände. Im schlaffen Mund wippte eine Zigarette. Die in den Nacken geschobene Mütze war mit ihm verwachsen.

Hallo Chef.

Ein zahnloses Grinsen überfiel den Näher tretenden.

Hallo Chef, Lust einen auszugeben?

Dabei schmiß der Alte die Hacken zusammen, klatschte die Hände an die Oberschenkel, balancierte sich langsam in Sicherheit und flüsterte, den Kopf vorgeneigt.

Alle Mann an Bord.

Der gutgekleidete Herr nickte Zustimmung und sie betreten beide den rauchigen Raum, der Alte diensteilig und schlingernd, gleich auf die Theke zusteuern, über die sich eine fleischige Brust beugte.

Zwo, keuchte der Alte, indem er zwei Finger in die Höhe streckte. Zwo für die Marine. Der Herr zahlt.

Er zupfte an dem Ärmel seines Begleiters, als suchte er Schutz, und kauerte sich zusammen.

Die Schnapsgläser hinterließen Ringe, die der Wirt zuweilen wegwischte.

Der gutgekleidete Herr hatte die Blumen auf den Schanktisch gelegt. Er zog sein Gesicht zusammen und straffte die Muskel so, daß er die Spannung kaum lösen konnte, die in ihm hockte. Er trank ruckweise, wobei er den Kopf nach hinten warf. Zuweilen versuchte er ein freundliches Zwickeln, klopfte dem Alten jovial auf die Schulter, der seinen Schädel dem Glas näherte und schlürpfend mit den Lippen daran kleben blieb.

Sie tranken auf das Wohl der Menschheit und lachten über alles. Wasgehtesunsdochsoogut!

Die Tür zitterte, wenn jemand hereintrat und jedesmal winkte der Alte mechanisch mit der Hand, aber keiner beachtete ihn.

Der Raum war beklemmend voll. Der Herr, nachlässig an die Theke gelehnt, stets bemüht, den Alten in ein Gespräch zu ziehen, langweilte sich und sagte schließlich mit einer müden Endgültigkeit. Ich werde gehen.

Sein Kinn rutschte nach unten.

Um Gottes willen, Du willst mich doch nicht verlassen.

Seine Augen gefroren in ihrer Lebendigkeit.

Wir nehmen zwei Flaschen mit und trinken sie bei mir zu Hause.

Wie weit?

Drei Straßen weiter.

Ach, Du hast eine Wohnung, Hm.

Ja, aber komm.

Der alte Mann überlegte, obgleich er bereits entschlossen war.

Er hat Geld, Schweinerei. Er hat gut reden, nnnnnnn.

Er preßte die Zähne aufeinander und genoß das Flüssige des N. Sieben Zähne hatte er verloren, so daß er beim Sprechen etwas zischte.

Sie verließen, jeder eine Flasche unter dem Arm, die Kneipe. Hinter ihnen schwappte die Tür zu und Nachtkühle flutete ihnen entgegen, kroch in den Nacken.

Die Wohnung zeigte noch die nervöse Hast seiner Vorbereitungen. Sie schoben umständlich zwei Sessel an einen niedrigen Tisch, wobei der Alte mit einer greisenhaften Neugier das Zimmer bestaunte. Die Wohlhabenheit machte ihn unsicher. Er stützte die Ellbogen auf den Tisch, vergrub die verschwitzte Stirn in seine Hände und zählte das Klopfen seiner Schläfen. Der Gastgeber sank zurück, die Gestalt des Alten vor halbgeschlossenen Lidern.

Nähe, stiere Augen. Spärliches Haar, ergraute Verwegenheit. Hände zerpfückten die Blumen, zerflatterten unterm Tisch.

Sein Bild verschwimmt. Wände erwürgen den Atem. Zeit zerschlägt die Syntax des Raumes.

Einladung zaudern im Gestrüpp meines Hirns Spiel erster Erwägung trotz der Einsicht in den Haaren des Go zappelt die Seele erfordert persönliches Erscheinen.

Die Tür gähnte und er spürte, daß der Alte gegangen war, und einem aufgespeichertem Einfall folgend, schnellte er empor, griff nach seinem Mantel, stürzte durch die Tür, stolperte die Treppe hinunter, rannte keuchend durch traumwirre Straßen, zuweilen verschlaufend, die Hände in die Hüften gestemmt aber unentwegt weiterstrebend.

Der polierte Schädel öffnete ihm schlaftrunken die Tür, vorwurfsvoll hustend.

Mein Herr Sie wünschen.

Ich bin etwas spät gekommen, aber . . .

Wozu?

Zum Hausball.

Sie irren sich in der Adresse.

Bestimmt nicht.

Die Herrschaften schlafen.

... und der Gast schritt langsam die Treppe hinunter.

H. Heckmann

Das Malen malen

In der April-Ausgabe des DISKUS sahen wir Abbildungen von Arbeiten einiger Maler und Bildhauer, die auf der Künstlerbund-Ausstellung gezeigt worden waren. Es handelte sich um gewichtige Vertreter dessen, was Deutschland gegenwärtig an Kunst vorzuweisen hat. Aber hat diese Kunst noch etwas mit der Gegenwart zu tun; geschweige denn mit der Zukunft?

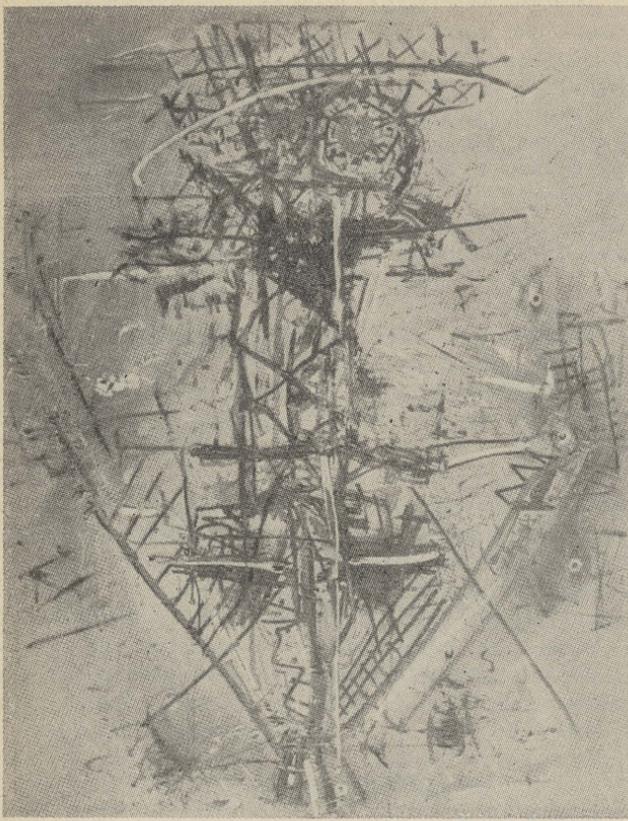
Die derzeitige Situation der wesentlichsten Kunstströmungen in Deutschland hat nach dem letzten Kriege immer mehr zu einer Restauration des Bauhauses geführt, einer Klee-Schülerschaft und der des späteren Kandinsky, Miró nicht zu vergessen. Die Erkenntnisse jener einzigartigen Institution in Weimar und Dessau wurden zu Rezepten. Die vor etwa 2 Jahren neu aus Paris zu uns herübergekommene Ausdrucksmöglichkeit Hartungs wurde still mit einbezogen, so daß wir gegenwärtig Bilder sehen, die die einst neuen Form- und Farbexperimente mit Illustrationen aufpulvern, somit dem ganzen den „Gehalt“ geben und im gemütvollen Schlendrian einer neuen Gartenlauben-Renaissance sich ihres Anspruchs auf Modernität erfreuen.

Ich erwähnte soeben Hartung — Winter, Nay und Werner kommen hinzu, um die Prominentesten zu nennen, die über

das Bauhaus hinausgehend, Prinzipien des frühen Kandinsky weiterführten. Sie bemühen sich um die Befreiung des Konturs zur frei schwingenden, der spontanen Erregung folgenden Linie im Raum, als Ausdruck des rhythmischen Gefühls. Nicht anders verhält es sich mit der Farbe, die in einer die Form verlassenden Autonomie sich darbietet.

Wohin führt dieser Weg? Sicherlich zu den Anfängen, den klaren, unverdeckten. Man beginnt zu ahnen, daß keine Bilder mehr gemalt werden wollen, man will noch einen Schritt zurück, will das Malen an sich malen — alle Verkleidungen fallen lassen, den Rohzustand erreichen. Aber der Weg ist ein langer bis dorthin. Die soeben erwähnten Maler — übrigens ohne den frühen Kandinsky nicht denkbar — arbeiten noch mit einem logischen ‚Hintereinander‘ von Plänen und Kurvaturen, ihr Raum ist noch illusionistisch, sie kennen noch nicht die Positiv-Negativ-Durchdringung, das Vexierspiel des Vor- und Zurück.

Aber der Weg war eingeschlagen zum Urzustand des Malens. Da waren es nun der Amerikaner Pollock und der in Paris lebende Deutsche Wols, die radikal die Entwicklung vorwärtstrieben.



Wols (Wolfgang Schulze): Peinture

Wols ging vom „Fleck“ aus, d. h. der zufällig geschaffene Farbkleck (er goß oftmals die Farbe) regte ihn zu weiterem an, indem er mit der Wechselwirkung von Fleck und Grafismus arbeitete, der Linie, die gleichsam wie von einem Seismographen aufgezeichnet und von einem hochsensiblen Temperament gesteuert wurde.

Pollock andererseits gießt und spritzt die Farbe, angeregt von indianischer Sandmalerei, mit wildem Ungestüm über das am Boden liegende Bild und läßt langsam bei einem „Immer-wieder-übereinanderarbeiten“ ein dichtes Gewebe von Linien entstehen. Mit ihm beginnt das „bildschaffende“ Zerstören, indem fertige Partien übermalt und somit ‚geopfert‘ werden, um dadurch dem Maler immer neuen Anreiz zu automatistischem Arbeiten zu geben.

Was waren das nun für Bilder? Zuerst einmal eine Fülle von Farbklingen und Linien. So etwas ähnliches gab es ja schon einmal: Als man Heuhaufen und Wasserrosen (Monet) malte, zur Zeit des Impressionismus. Und ‚Onkel Otto‘ würde vor diesen Bildern sagen: „Das sieht ja aus wie eine Landschaft, sieht nur, da hinten sind doch die Berge und bei dem dort, das ist ja so etwas, wie ein Tierkopf.“ — Gut, das wollen wir festhalten. Eine Fülle von Assoziationen strömt uns entgegen — bei den früheren Abstrakten mit ihrer strengen Syntax von geometrischen Formen gab es so etwas nicht. Da die Farbe wieder in einer Fülle von Klängen sich ausbreitet und die Linien wie Geäder darüber hinlaufen, das ganze bis an die Ränder des Bildes gefüllt ist, ja, eigentlich darüber hinaus weitergehen könnte, wirkt es wie ein Ausschnitt und hat eine entfernte Ähnlichkeit mit dem, was nach so etwas „wie Natur“ aussieht. Man könnte an verwitterte Mauerflächen oder an mikroskopische Aufnahmen denken. Es ist noch keine Vokabel dafür gefunden — lassen wir es offen, nennen wir das Ergebnis „so etwas wie Natur“. Den Prozeß selbst können wir mit der lapidaren Formel „das Malen malen“ näher umschreiben.

Unsere immer mehr rationalisierte Umwelt zwingt wohl zum Gegenschatz: Amorphe Formen, Psychogramm und Automatismus.

Denn diese Bilder eines Pollock, de Kooning, der Jungen in San Francisco und mancher anderer, die alle zusammen

den Namen „abstrakt-expressionistisch“ führen, wenden sich entschieden gegen die „Neo-Plastiker“, welche mit geometrischen Formen „konkret“ sich ausdrücken wollen. — Seuphor hat vor kurzem die Bezeichnung: Algebraiker-Geometriker gefunden. —

Aber es sind nicht die Amerikaner allein, auch in Paris ist eine Gruppe dieser „informel“ Arbeitenden entstanden: Riopelle, Mathieu, Bryen, Arnal und andere. In anderen Ländern sind ähnliche Bestrebungen im Gange: In England durch gewichtige Namen wie Alan Davic oder Philipp Martin vertreten.

In den nordischen Staaten, wie auch in Deutschland, sind es wenige, die diese Befreiung erlebten und realisieren.

In den Bildern dieser Gleichgesinnten strömt es in unbändiger Fülle, wie ein großes Orchester — fort mit allem ästhetischem Versatzspiel und Mondrian'scher Askese. Jedes Mittel ist recht — man ergreift, was einem in die Finger kommt: Es wird geklebt, darüber gemalt — Pollock wirft Zigarettenasche auf seine Flächen, sie bleibt hängen in der dicken Farbmasse — andere gießen die Farben aquarellhaft ineinander, wie Öl in Wasser. Neue, ungewohnte Strukturen entstehen, amorphe Gebilde, Figurationen werden sichtbar. Man folgt dem Einfall und nachher schließt man ‚Bekanntschaft‘ mit dem, was man soeben tat. Aber man soll sich hüten, vor diesen Bildern von Anarchie und Zufall zu sprechen. Im Gegenteil — es ist oft ein monatelanges Malen Schicht über Schicht, eine Folge von Zerstörungen, kurzum: gelenkter Automatismus.

Diese Maler sind genau so angriffslustig und stark, wie damals ihre Vorgänger es waren, wie jedesmal, wenn neue Wege beschritten, neue Abenteuer bestanden werden. Wer kann da von einem müden Abendland sprechen? —

Bernard Schultze



Mackson Pollock: No. 4

Politik – nicht immer für jedermann

Fußballtoto, Sport- und Boulevardblätter erfreuen sich steigender Beliebtheit, und es wäre eine Aufgabe für Meinungsforscher, zu erkunden, wieviel Leser ihre Tageszeitungen von hinten nach vorn lesen und dabei gar nicht bis zu den politischen Meldungen und Leitartikeln gelangen. Aber auch für die geringe Zahl von politisch interessierten Staatsbürgern, denen die Lektüre einer Tageszeitung nicht genügt und die sich über zusammenhängende politische Geschehnisse, ihre Gründe und Hintergründe informieren wollen, gibt es ein Handicap. Die einschlägigen Bücher sind nur zu Preisen zu haben, die nahezu, für Studenten fast immer, unerschwinglich sind.

Der Verlag der Frankfurter Hefte hat den Versuch unternommen, diese Lücke zu schließen. Er publiziert eine Serie „Politik für Jedermann“, in der bisher sechs Bücher erschienen sind^{*)}, eine verlegerische Leistung, die Anerkennung verdient. Aber wenn wir auch diesen Versuch des Verlages der Frankfurter Hefte, die politische Literatur in Deutschland zu popularisieren, begrüßen, so wollen wir doch zu zwei der bisher erschienenen Bücher Bedenken anmelden.

Walter Görlitz' Buch über den deutschen Generalstab erscheint in der Serie als gekürzte zweite Auflage. Sie ist von 703 Seiten der ersten auf 364 Seiten zusammengestrichen. Das hat dem

Inhalt des Buches nicht immer gut getan. Er ist zwar, soweit er die Geschichte des Generalstabes umfaßt, erhalten geblieben, die Streichungen verteilen sich also über das ganze Buch. Aber es ist dadurch eine Reihe von unklaren Stellen in den Text gekommen, die der Bedeutung und dem Verständnis des Phänomens „Deutscher Generalstab“, der in der deutschen Geschichte eine so wichtige — und oft verhängnisvolle — Rolle gespielt hat, nicht angemessen erscheint.

So schreibt Görlitz (Seite 223), daß „in der Presse Gerüchte geisterten über einen ungeheuren Skandal bei der Vergebung der Osthilfgelder an den notleidenden ostelbischen Großgrundbesitz“ (anfangs der 30iger Jahre). Nur fünf Zeilen weiter spricht er von dem „gewaltig aufgebauschten Osthilfeskandal“. Es ist offensichtlich, daß hier die Darstellung von Görlitz zu wünschen übrig läßt. Entweder war es nur ein Gerücht, daß bei der Vergabe der Hilfgelder an den ostelbischen Großgrundbesitz grobe Unregelmäßigkeiten passiert seien, oder es war ein Skandal, den man zu vertuschen trachtete.

Tatsächlich waren Unregelmäßigkeiten geschehen und es wäre erforderlich gewesen, daß Görlitz diese nicht unwichtige Episode in der Geschichte der Weimarer Republik mit aller Klarheit geschildert hätte. Dieses Beispiel mag zeigen, daß die Kürzungen in der zweiten Auflage sehr oberflächlich vorgenommen wurden, denn in der ersten Auflage wird die Darstellung des Osthilfeskandals den Tatsachen durchaus gerecht.

Auch der folgende Satz, der in der ersten Auflage sich in einer völlig anderen und m. E. viel treffenderen Formulierung findet, der eines der finsternen Ereignisse deutscher Geschichte, die Verteidigung Hitlers als Reichskanzler beschreibt, verniedlicht dies mehr als daß er seiner Bedeutung gerecht wird: „Am 30. Januar 1933 um 11.15 Uhr begab sich der neue 21. Kanzler der Republik, Adolf Hitler, der Führer der nationalrevolutionären Massenpartei, mit seinen konservativen Ministern zur Verteidigung beim Hüter (!) deutscher Überlieferung (!), dem greisen letzten Chef des alten Großen Generalstabes (!).“ Die Ausrufungszeichen stammen vom Rezensenten.

Bedauerlich ist, daß sich in Görlitz' Buch kein Wort darüber findet, daß der uneingeschränkte U-Boot-Krieg im ersten Weltkrieg gegen den Willen der politischen Führung des Reiches durch den Druck des Generalstabes erklärt werden mußte, daß der Reichskanzler Michaelis erst ernannt wurde, nachdem der Generalstab dazu sein Placet gegeben hatte und daß es der Generalstab war, der im Jahre 1917 die Friedensbemühungen des Papstes dadurch torpedierte, daß er nicht in eine Räumung Belgiens einwilligen wollte.

Schlimmer ist, daß Görlitz auch einige Irrtümer unterlaufen. Er schreibt, daß der Reichskanzler Papen die sozialdemokratische Regierung Preußens mit der Begründung absetzen ließ, sie suche Verbindung zu den Kommunisten, und Schleicher hätte tatsächlich „Wind von solchen Absichten“ bekommen. Abgesehen davon, daß dieser Ausdruck in einer geschichtlichen Arbeit fehl am Platze ist, ist die Darstellung nicht korrekt. Zunächst wurde Preußen nicht von der SPD allein, sondern durch eine Koalitionsregierung geleitet, und die Behauptungen über angebliche Beziehungen dieser Regierung oder der SPD zu den Kommunisten sind bis heute unbewiesen. In den zwölf Jahren des Nationalsozialismus hat man sich die größte Mühe gegeben, die Geschichte der ersten deutschen Republik zu verfälschen. Gerade darum ist es dringend notwendig, daß jede historische Darstellung dieser Zeit mit größter Akribie und Vorsicht zu Werke geht, bevor sie Dinge ausspricht, die noch unbewiesen oder mißverständlich sind.

Fauvets Buch über Politik und Parteien in Frankreich (Von Thorez bis de Gaulle) soll den deutschen Leser in die verwirrende Vielfalt der französischen Parteien, ihrer Gruppierungen und ihrer Ansichten einführen. Es ist dies ein schwieriges Unterfangen. Fällt es schon dem ständigen Zeitungsleser schwer, sich rückschauend an die wechselvolle französische Innenpolitik seit dem Ende des zweiten Weltkrieges zu erinnern, so ist es für den nichtinformierten Leser unmöglich. Fauvets sonst ausgezeichnetes unterrichtendes Buch leidet darunter, daß es Frankreichs Parteipolitik abgelöst von der allgemeinen Politik beschreibt. Die Hinweise auf die verschiedenen Regierungskrisen und die wechselnden Regierungen wären deutlicher geworden, wenn der Verlag der deutschen Ausgabe des Buches einen Anhang mit einer knappen Übersicht über die französische Innenpolitik seit 1945 und einem Verzeichnis der verschiedenen Kabinette und deren parteipolitische Zusammensetzung gegeben hätte. So liegt die Gefahr nahe, daß viele Leser das Buch bald aus der Hand legen, einfach weil sie der Darstellung Fauvets nicht mehr folgen können, wenn er zu viele Details aus Frankreichs Innenpolitik als allgemein bekannt unterstellt.

Diese Anmerkungen zu zwei Büchern der Serie „Politik für Jedermann“ wollen nicht die Bemühungen des Verlages diskreditieren. Sie wollten aufzeigen, daß bei der Herausgabe von Büchern „für jedermann“ nicht aufmerksam genug vorgegangen werden kann, sollen sich nicht Bücher in die Serie einschleichen, die nicht immer für jedermann empfehlenswert oder verständlich sind.

K.-H. Liebe

Neu erschienen:

L. F. Fieser und M. Fieser, Lehrbuch der organischen Chemie. Verlag Chemie, Weinheim 1954, 1244 S. Gzln. 56,— DM. Dieses Lehrbuch aus Amerika ist in seiner fast unbekümmert anmutenden Darstellungsweise ein beachtenswertes Novum und geeignet, der klassischen Methodik der deutschen Chemie-Lehrbücher neue Impulse zu geben.

Besonders hervorzuheben ist die starke Berücksichtigung biochemischer Fragenkomplexe und technologischer Erkenntnisse.

Die Deutsche Zeitung und Wirtschafts-Zeitung gewährt für Studierende einen Vorzugspreis. Der monatliche Bezugspreis für Studenten beträgt 2,90 DM.

An die Abonnenten des DISKUS

Ende dieses Semesters läuft ein Teil der Jahresabonnements auf den DISKUS ab. Denken Sie bitte rechtzeitig an die Verlängerung. Sie ersparen sich Ärger und uns Kosten und Mühe. Den Abonnementspreis können Sie bei unseren Verkäufern oder unserer Geschäftsstelle unter Abgabe des Bestellscheins einzahlen.

BESTELLSCHEIN

Liefern Sie mir bitte weiterhin den

DISKUS

Frankfurter Studentenzeitung

zum Preise von DM 1,— pro Jahr zuzügl. DM —,50 Zustellgebühr.

Den Abonnementspreis habe ich bezahlt.
werde ich überweisen.

Name:
Wohnort:
Postamt:
Straße:

^{*)} A. Weissberg-Cybulski: Hexensabbat; A. Bevan: Besser als Furcht; R. M. McIver: Macht und Autorität; W. Görlitz: Der deutsche Generalstab; J. Fauvet: Von Thorez bis de Gaulle; H. Brugmans: Skizze eines europäischen Zusammenlebens (Preis je Band 5,80 DM).

Freiwillige Sozialleistungen der Industrie

„Die beste Sozialpolitik ist ein möglichst hoher Lohn.“ Die Amerikaner, die auf dem Gebiet der human relations recht aktiv sind, setzten sich schon eher als wir in Deutschland mit dem Problem des Menschen im Betrieb systematisch auseinander. Sie suchten nach den Gründen der Unzufriedenheit der Beschäftigten und bekamen oft einen zu geringen Lohn als Ursache genannt. Dies scheint auf den ersten Blick ein durchaus plausibler Grund zu sein. Untersuchungen in einem deutschen Montanunternehmen haben diese Auffassung bestärkt („Der Betrieb“, 1954, S. 198).

Unzufriedenheit mit den Löhnen

73% der Belegschaft erklärten ihre Entlohnung als schlecht; 10% enthielten sich der Stimme. Wie aber sahen die Löhne aus? Lagen sie an der Grenze des betriebswirtschaftlich Vertretbaren? Oder ist die eigentliche Ursache der Unzufriedenheit nicht in der Höhe der Löhne zu suchen, sondern auf anderen Gebieten? Sie findet aber ihren Ausdruck in der Kritik an den Löhnen, denn hier läßt sich mit Zahlen rechnen.

Hohe Löhne sind noch keine Garantie für die Zufriedenheit des Menschen. Das sozial fortschrittliche Unternehmen sucht deshalb nach anderen Mitteln und Wegen, dem Wohl seiner Beschäftigten zu dienen, und zwar durchaus auch mit finanziellen Aufwendungen. Diese zusätzlichen Sozialaufwendungen, auch freiwillige Sozialleistungen genannt, spielen neben den Beiträgen zur gesetzlichen Sozialversicherung, eine erhebliche Rolle.

Indirekte Lohnzuschläge

Wir finden sie in Form gelegentlich gezahlter Gelder (Weihnachtsgratifikationen; Heiratsbeihilfen) als Zahlungen, die dem Arbeitnehmer erst nach längerer Zeit zugute kommen (Pensionsrückstellungen bzw. Überweisungen an selbständige Pensions- und Unterstützungskassen), als an den Mitarbeiter indirekt gezahltes Geld (Kantinen, Arbeitskleidung, Erholungsheime, Werkwohnungen) und schließlich in Form von zinslosen Darlehen. Die ersten drei Arten finden in der Erfolgsrechnung unmittelbar ihren Niederschlag, während bei zinslosen Darlehen der Betrieb auf mögliche Erträge verzichtet.

Jeglicher Sozialaufwand steht aber, das wird an den Beispielen klar, in Zusammenhang mit den Löhnen, denn genau wie sie stellen die sozialen Leistungen Beträge dar, die zur Erhaltung und Förderung der menschlichen Leistungskraft ausgegeben werden. Für Prozentzahlen statistischer Berechnungen wird daher als Beziehungsgrundlage gewöhnlich die Lohn- und Gehaltssumme verwendet.

Durchschnittlich 20%

Wie groß die Beträge sind, mögen die nun folgenden Zahlen widerspiegeln. Sie sind auch geeignet, den immer wieder erhobenen Vorwurf des Auslandes zu entkräften, die deutsche Industrie zahle so niedrige Löhne, daß sie die am Weltmarkt geltenden Preise unterbieten könne. Vergessen wird dabei das hohe Maß der gesetzlichen und freiwilligen Soziallasten.

Nach einer Erhebung der Bundesvereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände für das Jahr 1949 („Der Arbeitgeber“, 1951, Nr. 20) betragen die gesetzlichen und freiwilligen Sozialleistungen durchschnittlich 20% der Bruttolohn- und Gehaltssumme. Der Prozentsatz steigt von 13,18% bei Betrieben bis zu 50 Arbeitnehmern auf 23,53% bei solchen mit mehr als 1000 Arbeitnehmern. Dieser Unterschied läßt sich mit der größeren Dringlichkeit und den günstigeren wirtschaftlichen und technischen Voraussetzungen in Großbetrieben erklären. In absoluten Zahlen ausgedrückt, handelt es sich um 4 Mrd. DM, denen eine Ausgabe für Investitionen in Höhe von nur 2,5—3 Mrd. DM gegenübersteht. Ohne Arbeitgeberanteile an der gesetzlichen Sozialversicherung waren es 1949 2,6 Mrd. DM und 1951 rund 4,6 Mrd. DM, also eine Steigerung um ca. 75%.

Schon vor dem Krieg wurden Erhebungen über Sozialleistungen angestellt. Die freiwilligen Aufwendungen betragen bei 814 untersuchten Gesellschaften durchschnittlich 7,6% der Löhne und Gehälter. An der Spitze stand die Chemische Industrie mit 15%, gefolgt von der Textilindustrie mit 13,1%, die geringsten Aufwendungen machte die Bauindustrie mit 4,6%.

Eine in den Jahren 1948 bis 1950 ermittelte Statistik gibt bei 100 untersuchten Firmen (ohne Bergbau) einen durchschnittlichen freiwilligen Sozialaufwand von 12% der Löhne und Gehälter an, wobei wiederum die Chemische Industrie mit 15,7% führt, Nahrungs- und Genussmittelindustrie mit 13,1% folgen, und die Bauindustrie mit 3% an letzter Stelle rangiert.

Soziale Steuerpolitik

Interessant ist ein Vergleich mit den Dividenden. Während 335,5 Mill. DM freiwillige Sozialaufwendungen den Arbeitnehmern gezahlt wurden, flossen nur 104,5 Mill. DM Dividende (nach Abzug der Kapitalertragssteuer) den Aktionären zu. Von den 100 untersuchten Gesellschaften schütteten 25 Unternehmen überhaupt keine Dividende aus, leisteten aber 72,1 Mill. DM zusätzlichen Sozialaufwand. Es ist hier weder Raum noch unsere Aufgabe zu untersuchen, was zu dieser Benachteiligung der Kapitalinhaber geführt hat. Sicherlich werden nicht zuletzt steuerliche Gesichtspunkte

(Fortsetzung von Seite 1)

Ein Abend im Frankfurter Studentenhaus

sollte. Nachdem es durch die gedruckten Einladungen bekannt geworden war, hätte man darauf bestehen können, daß der Mietvertrag, der mit der stillschweigenden Anerkennung der Senatsbeschlüsse verknüpft ist, nicht mehr verbindlich war. Unverständlich bleibt weiter, warum nicht der Senat auf der **E i n h a l t u n g** seines Beschlusses bestanden hat. Die von verschiedenen Professoren gegebene Erklärung, im Laufe der Zeit hätte man immer wieder von „Räumen“ anstatt „Verbindungsräumen“ gesprochen, und wolle jetzt nicht um ein Wort kämpfen — diese Erklärung kann in keiner Weise befriedigen. Es ist unvorstellbar, daß ein Gesetz, nur weil es einmal falsch interpretiert worden ist, nicht mehr als Gesetz anerkannt werden sollte. Auch wußten viele Professoren von der Erregung in der Studentenschaft und auch, daß die Uneinigkeit innerhalb des Lehrkörpers über die aufgeworfene Streitfrage den Studenten bekannt war.

Wenn man die Vertreter des Coburger Convents heute fragt, ob sie einer Aufforderung des Senats, ohne Mützen und Bänder an diesem Vortragsabend teilzunehmen nachgekommen wären, dann können sie ja sagen — aber die unabhängigen Studenten werden es ihnen nicht glauben. So gesehen, hat der Senat durch die äußere Passivität seiner Handlungsweise den Korporierten die Chance für den Beweis eines offensichtlichen Zugeständnisses genommen.



Draußen vor der Tür

Die Demonstration mußte unübersichtlich sein und nie konnten die Wortführer der unabhängigen Studenten die Ruhe während der Demonstration garantieren. Die Unabhängigen Studentenschaft den Teilnehmern des Vortragsabends ihre Gastrolle zu verdeutlichen und gleichzeitig den Lehrkörper daran zu erinnern, daß ein großer Teil der Studentenschaft auf der Erfüllung der Senatsbeschlüsse besteht.

Diese Demonstration mußte unübersichtlich sein und nie konnten die Wortführer der unabhängigen Studenten die Ruhe während der Demonstration garantieren. Die Un-

den Ausschlag gegeben haben. Daran wird deutlich, daß es heute in erster Linie der Staat ist, der die betriebliche Sozialleistung beeinflusst, ohne daß er durch eine gesetzgeberische soziale Betriebspolitik unmittelbar eingreifen braucht.

Sozialquote im Vorsprung

Eine neuere Untersuchung („Handelsblatt“, 1954, Nr. 33) gibt für 1951 an, daß auf 100 DM gezahlte Dividende 309 DM und 1952 sogar 342 DM freiwillige Sozialleistungen entfielen. Das prozentuale Verhältnis von zusätzlichem Aufwand und Lohn- und Gehaltssumme, auch als Sozialquote bezeichnet, stieg im Durchschnitt bei 100 untersuchten Betrieben in Baden-Württemberg von 12,1% im Jahr 1951 auf 12,6% in 1952.

An dieser Steigerung sind u. a. der Maschinen- und Fahrzeugbau, die optische Industrie und Betriebe der Energiewirtschaft beteiligt. Die Textilindustrie sowie Papier- und Zellstoffunternehmen zeigten hingegen eine rückläufige Tendenz.

Die angeführten Zahlen haben gezeigt, wie sehr es sich die Industrie angelegen sein läßt, für ihre Mitarbeiter zu sorgen, und nicht nur die Industrie, wie Sozialberichte großer Handelsunternehmen zeigen (die Sozialquote eines Warenhauskonzerns betrug 1951 und 1952 jeweils etwa 15%). Wir können getrost annehmen, daß die Anstrengungen nicht nur aus reiner Nächstenliebe geschehen. Vielmehr gilt es, die Belegschaft an das Unternehmen zu binden und für die Erhaltung der Schaffenskraft solch einer „Betriebsfamilie“ zu sorgen.

Leider sind mit diesen Bemühungen auch Nachteile verbunden: Die Selbständigkeit der Mitarbeiter schwindet, die Pflicht, für sich selbst zu sorgen, und die Selbstverantwortung wird durch Institutionen und Kassen dem einzelnen abgenommen. Schon macht sich hier und da in Großbetrieben jenes Pensionsanspruchdenken breit, das die eigene Initiative lähmt.

Die materiellen Aufwendungen können nur die Grundlage sein. Auf ihnen muß sich ein Vertrauen aufbauen, das beide Sozialpartner aneinanderbindet und auch dann bestehen bleibt, wenn Löhne und Sozialquoten mit der Konjunktur auf- und niederschwanen. Helmut Oehler

hängigkeit und individuelle Verschiedenheit der einzelnen, die nicht, wie behauptet wurde, in Gruppen gekommen sind, mußte auch den Vertretern des Senats die Sinnlosigkeit jedes dahingehenden Versprechens erkenntlich machen. Die Wortführer haben sich auf die Zusage beschränkt, daß man sich in einem weiteren Flugblatt für die Ruhe während der Demonstration einsetzen werde.

Dazu erklärte der Prorektor ein paar Stunden vor der Veranstaltung, die teilnehmenden Verbindungsstudenten hätten sich verpflichtet, in den Gängen und auf den Treppen des Studentenhauses keine Farben zu tragen — bei einer Verletzung dieser Zusage werde er nicht sprechen. Es wurde davon gesprochen, die Teilnehmer der Veranstaltung würden sich wahrscheinlich auf der Bühne des Festsaaes umziehen, bzw. „Vollcouleur“ anlegen.

Am Abend trugen einige Teilnehmer der Veranstaltung Mütze und Band schon auf der Treppe — und die Demonstration blieb nicht schweigend, wie sie auf dem zweiten Flugblatt angekündigt worden war. Der Prorektor hat zweimal gesprochen: Einmal vor den Türen des Festsaaes an die „Demonstranten“ — und dann bei seinem Vortrag im Festsaal vor dem Coburger Convent. Die Rede an die Demonstranten enthielt auch die Mitteilung des Senatsbeschlusses, der das Farbrtragen auch in geschlossenen Räumen des Studentenhauses in Zukunft verbietet. Dieser Beschluß sollte zusammen mit einer Erklärung des Rektors vor dem Festsaal angeschlagen werden — sollte man es im Trubel der Ereignisse vergessen haben? Wie das zweite Flugblatt aufgefordert hatte, endete die Demonstration „mit dem Beginn des Gastspiels im Saal“. Allerdings bedurfte es in einigen Fällen der Überredungskunst des „Revolutionsrates“, um einzelne Kommilitonen zum Gehen zu bewegen. Die Demonstranten gingen mit dem Gefühl, etwas erreicht zu haben: Der Senat hatte Stellung genommen und die Kommilitonen im Saal waren zum Nachdenken angeregt worden. Man drängt sich nicht durch 250 Mitstudenten, die man kennt und mit denen man am nächsten Tag wieder in einem Hörsaal sitzt und kann dann die Tatsache lächelnd abtun und vergessen. Auch war es trotz lauter Sprechchöre zu keinem ernstem Zusammenstoß gekommen. Vielmehr war der Eindruck entstanden, daß auch eine gewisse Heiterkeit auf der Seite der Demonstranten vorhanden war, wenn sie immer wieder plötzlich verstummten, um ebenso plötzlich in helles Gelächter auszubrechen. Die halbe Hundertschaft der Polizei am Senckenberg-Museum brauchte nicht einzugreifen — nur am frühen Morgen des folgenden Tages hat eine besorgte Wirtin die Kriminalpolizei noch einmal bemühen müssen, denn „ihr“ Student war noch nie so spät nach Hause gekommen, und da er auch nie trinke, nahm sie an, es müsse eben etwas passiert sein. Noch am frühen Morgen saßen viele Beteiligte bei Bier und Coca Cola und diskutierten weiter, ob man Farben tragen dürfe oder doch besser nicht demonstriert worden wäre.

Die Veranstaltung im Saal verlief sehr ruhig — man ist versucht zu sagen, zu ruhig. Verständlich der Wunsch der Verbindungsstudenten sich korrekt zu verhalten, dennoch ein eigenartiger Eindruck bei der anschließenden Diskussion, die sich in wenigen Worten zweier Studenten erschöpfte. War man restlos einverstanden mit dem, was der Prorektor mit seiner Münchener Rede hier in Frankfurt wiederholt hatte? Oder teilte die Mehrzahl der Verbindungsstudenten mit dem Korreferenten Dr. Leimsner die Ansicht, daß für



Er war über das Tübinger Alter hinaus

1868 85 Jahre 1953

Die Buchhandlung für den Mediziner

JOHANNES ALT

Fachbuchhandlung und Antiquariat für Medizin
und Naturwissenschaften

FRANKFURT A. M.-SÜD 10
Gartenstraße 34 · Telefon 61993

Jetzt wieder in den erweiterten Geschäftsräumen Gartenstr. 134,
Haltestelle Hippodrom, in der Nähe der Universitätskliniken



Der Prorektor betritt den Saal

die Korporationen alter Art ihre Symbole nicht eine Last für den Spießbürger seine Gobelins und Teppiche seien, sondern eine tragende Kraft — ein Wert an sich? „Diese Symbole sind doch eigentlich über die Diskussion erhaben“, sagte er wörtlich. Beim Vortrag Prof. Horkheimers auf dem Stu-

Eine Stellungnahme des CC

Krawall im Studentenhaus — so und ähnlich lauteten die Schlagzeilen der Frankfurter Presse. Die Demonstranten hatten ihre gewünschte Sensation, hatten die Demokratie gerettet! Aber warum ging es eigentlich?

Lange schon vor dem Deutschen Studententag in München hatten die drei Frankfurter dem Coburger Convent angehörenden Korporationen (Alsatia, Frankonia, Teutonia auf der Schanz) den Herrn Prorektor Prof. Horkheimer gebeten, seinen Münchener Vortrag auch vor ihnen zu halten. Dafür wurde der Festsaal des Studentenhauses gemietet. Weder die Zusage Prof. Horkheimers, noch die Ermietung des Saales waren zunächst an Vorbehalte gebunden. Lediglich als die Frage auftauchte, ob die Angehörigen des CC und ihre geladenen Gäste — soweit es Couleurstudenten waren — auch während der Veranstaltung Farben tragen dürften, war eine Einigung mit den Universitätsbehörden notwendig. Dabei vertrat Herr Prorektor die Auffassung, daß ihn das nicht störe und er auch nichts dagegen hätte. Über die einschränkende Formulierung auf den Einladungskarten „während der Veranstaltung wird Vollcouleur getragen“ zeigte er sich befriedigt. Auch Se. Magnifizienz hatte keine Einwendungen.

Plötzlich tauchten am Morgen des 28. Mai Flugblätter auf, die zu einer „schweigenden Demonstration“ gegen die CC-Veranstaltung am Abend aufrufen und von einzelnen Studenten unterzeichnet waren. Die, die vorgaben, für die Ordnung an der Universität zu kämpfen, haben sie selbst gebrochen. Weder waren die Flugblätter durch das Rektorat genehmigt, noch das wilde Plakatieren an den Wänden des Studentenhauses. Herr Weber, einer der Initiatoren, darauf angesprochen, erklärte: „Muß denn jede Meinungsäußerung erst durch eine Zensur laufen?“ Und hier treffen sich unsere Meinungen: auch wir sind der Auffassung, daß jedermanns Grundrechte unverletzlich sind und keinen Einschränkungen unterliegen dürfen! Das trifft auch dann zu, wenn es „nur“ Studenten sind!

Schließlich fanden sich abends etwa 200 Demonstranten ein und auch an der Veranstaltung des CC nahmen gut 200 Personen teil. Leider hatten die Organisatoren nichts besseres zu tun, als in ihren Ratschlägen für die Demonstranten Anweisungen zu geben, die eigentlich notwendigerweise zu Reibereien führen mußten und wohl auch sollten (Sitzplätze beiderseits des Treppenaufgangs, „Plauderei“ vor dem Saaleingang, „Schwätzchen“ beim Hauseingang zwischen zwei Türen). Manches ist schon über das „Stilgefühl“ der Korporationen gesagt worden, aber nichts läßt sich mehr über das Stilgefühl von Leuten sagen, die es für einen geistreichen Witz halten, wenn sie sich mit Klosettpapierrollen als „Couleur“ garnieren! Von schweigender Demonstration konnte schon keine Rede sein, als die ersten Teilnehmer an der CC-Veranstaltung eintrafen. Schmährufe, Tätlichkeiten, Absingen von Liedern (was wollt Ihr eigentlich mit Kaiser Wilhelm?) wechselten am laufenden Band. Als dann einzelne Couleurstudenten sogar das Band unter der Jacke trugen und ihre Mütze in der Hand hielten, kannten die Herren Demonstranten kaum noch Grenzen. Auch der Leiter des Heimes, der schließlich für die Ordnung im Treppenhaus verantwortlich war, hatte größte Mühe, diese einigermaßen aufrecht zu erhalten. Man kann nicht sagen, daß er dabei von den Demonstranten unterstützt wurde! Dagegen haben die wenigen Couleurstudenten, die wohl den Ein-

dententag in München, war der Unmut der Verbindungsstudenten, die mitten in dem Kongreßsaal des Deutschen Museums zusammensaßen, an ihrem fehlenden Beifall an gewissen Stellen der Rede deutlich zu erkennen — in Frankfurt erwartete man vergeblich in der angekündigten Diskussion etwas über die Gründe zu hören. Leider war das Warten auf Erklärungen vergeblich und es fehlte diesmal sogar jede Beifalls- oder Mißfallenskundgebung bis auf das Schlußtrampeln, das sich auch ganz allgemein auf die Person des Redners beziehen kann, und darum wie eine Phrase der Höflichkeit klang.

Leider bestärkten die Schlußworte von Herrn Kraus, der die Veranstaltung leitete, den Eindruck, daß es in erster Linie dem Coburger Convent um die Person des Redners und erst in zweiter Linie um seine Worte ging. Im Sinne eines Gesprächs, das zwischen dem einzelnen Verbindungsstudenten und dem einzelnen unabhängigen Kommilitonen jetzt erst recht über die Fragen des Zusammenlebens verschiedener Gemeinschaftsformen an einer Universität beginnen sollte, will der Schreiber dieses Berichtes hoffen, daß dieser letzte Eindruck eine Täuschung war.

G. Schweikhardt

Der Freiheit eine Gasse

ladungstext mißverstanden hatten, sofort ihre Bänder abgenommen oder sich zumindest vom gröhrenden Umstand nicht beirren lassen. Übrigens hat in der Öffentlichkeit niemand Vollcouleur getragen (abgesehen davon ginge das auch niemand etwas an!). Festzustellen bleibt, daß sich die Couleurstudenten nicht beirren ließen, auch den zahlreich angebotenen Tätlichkeiten auswichen und sich einwandfrei benommen haben.

Zu den einzelnen, die bereits ihr Band trugen (nicht die Mützen), sei bemerkt: Bei Ermietung eines Saales für eine Veranstaltung ist es an sich selbstverständlich, daß ein freier Zugang, Benützung der Garderobe usw. dazu gehören. Und ein normaler Mensch pflegt sich auch an der Garderobe aus- und anzuziehen. Jedenfalls konnten die einzelnen Fälle, wo „Halbcouleur“ bereits angelegt war, nicht als Provokation ausgelegt werden. Es gehört wahrlich wenig Toleranz dazu, wenn man sich wie ein Stier gereizt benimmt, wenn ein Stückchen Couleurband auftaucht!

Dabei geben gerade SDS und GDS im BDSV neuerdings (auch in München) immer wieder vor, den Geist der Korporationen zu bekämpfen, sich gegen die äußeren Zeichen, das Couleurtragen aber nur subsidiär zu wenden. Nun, so kämpft denn auch mit den Mitteln des Geistes! Allerdings gehört dann auch dazu, daß man sich nicht nur mit der Vergangenheit, sondern auch der heutigen geistigen Haltung der Korporationen vertraut macht und nicht nur munter nachplappert, was von „oben“ kommt. Wir werden uns jederzeit gern einer sachlichen Diskussion stellen, aber von terroristischen Methoden nicht beeindruckt lassen. Wenn der Geist der Demonstranten sich in Intoleranz äußert, dann ist es ein Geist der Unfreiheit, der Nichtachtung jeglicher Grundsätze der Demokratie, als deren Hüter sie sich aufspielen.

Zu der anmaßenden Parole „der Kadi sind wir“ erübrigt sich jedes Wort. Der SDS-Sprecher Müller hat völlig recht, wenn er

meint, dafür sorgen zu müssen, daß die Universität kein Paukboden wird. Das will ihm niemand bestreiten. Denn wir wollen den anderen nicht unsere Art aufdrängen. Aber wir werden verhindern, daß die Universität etwa zu einem „R a b a u k b o d e n“ wird. Sie ist eine Stätte des Geistes, auf der auch mit geistigen Waffen gekämpft wird — und nicht anders.

Bedauerlich ist das Ergebnis, wenn man in diesem Zusammenhang die geistigen Waffen der Demonstranten betrachtet: Das Filmstudio marschierte ungerufen im Saale auf und berief sich darauf, daß Prorektor Horkheimer gestattet hätte, zu filmen. Dieser, befragt, lehnte entschieden ab! Gehört also die Lüge zu den Waffen? Trotz Verbot ließen es sich die Herren nicht nehmen, durch die Luken des Vorführsaales weiterzufilmen! Soll man darüber Worte verlieren? Im Saal war ein Mikrophon ziemlich unauffällig angebracht. Möglich, daß der Heimleiter, der die Veranstalter darauf hinwies, es schaffte, daß dieses Gerät verschwand. Was versprochen sich diese „Minenleger“ eigentlich davon? Sensationen waren bei uns nicht zu erwarten, die hatten die Demonstranten sich zu arrangieren bemüht und dazu die ganze Frankfurter Presse bestellt, wohl auch die halbe Hundertschaft Polizei, die in Bereitschaft stand. Denn auch davon war den Veranstaltern nichts bekannt. Im Saale lief die geschlossene Veranstaltung ohne jede Störung in anständigen Formen ab.

Wir haben nur zu Kenntnis nehmen können, daß der Senat künftig an Korporationen, die — auch wenn es geschlossene Veranstaltungen sind — ihre Farben tragen wollen, keine Räume der Universität und des Studentenhauses mehr zur Verfügung stellen lassen will. Das ist bedauerlich, wenn man bedenkt, daß hier dem Druck einer Gruppe, die Protestschreiben an Se. Magnifizienz schickte, nachgegeben wurde. Aber es ist das gute Recht des Senats, zu bestimmen, was innerhalb der Universität passieren darf und was nicht. (Ob er solche Demonstrationen künftig „zulassen“ wird?). Ebenso ist es das gute Recht der Couleurstudenten, dann in der Öffentlichkeit ihre Farben zu tragen, denn das haben die Gerichte entschieden, das ist in den Grundrechten verbrieft. Gerade die Frankfurter Korporationen haben in den vergangenen Jahren in dieser Frage eine Zurückhaltung gezeigt, die eigentlich ihr Verständnis für die „besondere Lage“ Frankfurts bewiesen haben sollte (auch beim Festkommers in der Festhalle des Messegeländes!).

Im vergangenen Jahr wurden mit den Rektoren unermüdet Verhandlungen in gegenseitigem Vertrauen geführt, die zum Ergebnis haben sollten, daß auch der Senat den Korporationen — immerhin sind es in Frankfurt z. Z. 17 farbentragende Korporationen mit über 600 Angehörigen! — Verständnis entgegenbringe. Leider haben sich die Verhandlungen insoweit ad absurdum geführt, als vor zwei Wochen der Senat seinen Beschluß vom 17. Februar 1951 erneuerte. Uns scheint, daß hier mit ungleichem Maß gemessen wird. Deshalb wurde in einer neuen Eingabe um nochmalige Überprüfung dieser Haltung gebeten. Oder sollte in Frankfurt das nicht Geltung haben, was Recht ist? Dann bliebe den farbentragenden Korporationen keine andere Wahl, als in freier Verantwortung die Lösung zu finden, die geboten scheint. Daß sie es dabei nicht an der gebührenden Zurückhaltung fehlen lassen würden, haben sie bereits bewiesen. Dazu sind sie sich ihrer Verantwortung gegenüber ihrer Universität, deren integrierende Bestandteile sie doch sind, zu sehr bewußt.

Abschließend sei noch bemerkt: Terror und Intoleranz sind die Todfeinde der Demokratie. Wenn wir geistige Gegner sind, dann müssen wir uns auf einer solchen Ebene auseinandersetzen und nicht anders. Etwa so, wie in der Diskussion mit Professor Horkheimer über „Die Verantwortung des Studenten gegenüber Volk und Staat“. Dann werden wir dieser Verantwortung gerecht. Aber es geht an unserer Universität darum, durch Tumult und Krawall hindurch der Freiheit eine Gasse zu bahnen. In diesem Sinne geht es um die Couleur, um die Freiheit des Farbbekennendürfens!

Heinz Kraus (CC)

Diskussion

Entgleist!

Massenaufbegehren und Ausdruck einer geistigen Haltung gepaart mit einem gesunden Empfinden für Anstand lassen sich nicht in einunddemselben Satz nennen. Sollte es sich jedoch um eine studentische Demonstration handeln, wie sie unlängst der Veranstaltung des Coburger Convents im Studentenhaus stattfand, so sollte man doch annehmen, daß jene Studenten, die nun schon einmal daran teilnehmen wollen, sich vorher über den Zweck der Demonstration klar werden, sich folglich angemessen benehmen und nicht nur aufmarschieren, um zu randalieren. Und

zwar in einer Weise, die bar jeden akademischen Benehmens ist, und aus der sich der Sinn der Sache nur schwer erkennen läßt.

Es soll an dieser Stelle keine Lektion für etwaige zukünftige gleichartige Ereignisse erteilt werden, sondern vielmehr soll nur nachträglich jenen gesagt werden, die ihr Geltungsbedürfnis am falschen Ort austobten, daß auf Grund ihres Gebahren eine Aktion sabotiert wurde, die von den Initiatoren so gut gemeint war und mit den Interessen und Empfindungen so vieler völlig konform ging. Es bleibt uns (und hierzu zählt sich der Autor des Artikels auch), die wir herkamen, um dem Ausdruck zu verleihen, was zum wahrhaftigen Bedürfnis geworden war, nur der Schluß,



PETER NAACHER
FRANKFURT AM MAIN

gegr. 1909

Bockenheimer Landstraße 133
bei der Universität

Steinweg 3

Schweizerstraße 57

Schweizerstraße 19

Ruf: 67644/45, 91712

(Buchhandlung für Universitätswissenschaften)

(Das Haus der Bücher)

(Sortiment)

(Antiquariat)

Alle Studienbücher sind ständig vorrätig

Sämtliche Neuerscheinungen können unverbindlich und zwanglos eingesehen werden

Auf Wunsch gewähren wir nach persönlicher Vereinbarung Teilzahlungen.

„Das Haus der Bücher“
erwartet Ihren Besuch



Gegr. 1863

J. KUNZ & SÖHNE

G. m. b. H.

Bauunternehmung

FRANKFURT / M. - HOCHST

Bolongarstraße 108

Tel. 13841 / 13622 / 12622

Hochbau · Stahlbetonbau · Moderne Bauschreinerei

Tiefbau · Zimmerei und Treppenbau

C. SCHAPER

KUNST- UND BAUSCHLOSSEREI
KONSTRUKTIONEN IN EISEN
BRONZE UND LEICHTMETALL

FRANKFURT AM MAIN

JORDANSTR. 33 · FERNRUF 74485

Röver "junior"
reinigt rasch u. preiswert

Die vorteilhafte Reinigungsführung
für die Alltagskleidung

| | | |
|--------------------|--------------------|---------|
| 1 Kleid gereinigt | 1 Sakko gereinigt | DM 2,- |
| 1 Hose gereinigt | 1 Mantel gereinigt | DM 1,70 |
| 1 Mantel gereinigt | | DM 4,50 |

(Regenmäntel einschl. imprägnieren)

Nächste Annahmestelle bei der Universität

Leipziger Str. 1, an der Bockenheimer Warte

Weitere Annahmen in allen Stadtteilen

daß diese Aktion fehlschlug auf Grund der deprimierenden Tatsache, daß selbst ein Student, wenn er in der Masse untertaucht, von ihr aufgesaugt wird und sich damit seiner akademischen und intellektuellen Würde entledigt.

Deshalb scheint es mir unumgänglich, Herrn Prof. Horkheimer das Bedauern über die Diskriminierung seiner Persönlichkeit auszusprechen, noch dazu, weil es sich bei ihm um einen Mann handelt, der schon oft nicht nur mit dem Wort, sondern durch die Tat seine Einstellung und Haltung so unmißverständlich bewiesen und damit die Sache der freien Studenten zu seiner eignen gemacht hat.

Hans-Dieter Striening

Zeit für ein Gespräch

Jener inzwischen berühmt berüchtigt gewordene Freitagabend, an dem der Coburger Convent seinen Vortragsabend und 200 nichtkorporierte Studenten ihre Gegendemonstration abhielten, hat ein, bei allen unangenehmen Gefühlen, die er bei vielen Beteiligten und Außenstehenden zurückgelassen hat, positives Ergebnis gezeitigt. In diesen Tagen ist nämlich das in Gang gekommen, was man bisher in der Masse der Studenten, die eifrig, vielleicht zu eifrig ihrem Studium nachgeht oder ihre Freizeit in den Gängen des Studentenhauses beim Kartenspiel verbringt, vermißt: Ein Gespräch über die Frage der Formen des studentischen Gemeinschaftslebens allgemein und über die Korporation in besonderen. Es ist auch zu beobachten, daß Gespräche zwischen Nichtkorporierten sogar Mitgliedern des „Revolutionskomitees“ (wie die Veranstalter der Demonstration in der Presse genannt wurden) und Vertretern der schlagenden und nichtschlagenden Verbindungen über die Korporationsfrage allgemein geführt werden. Diese Tatsachen sind als gute Zeichen zu werten, denn es wäre müßig, tagelang zu diskutieren, ob die Korporierten die Demonstranten durch das Tragen der Farben außerhalb des Festsaaes provoziert hätten, und ob die Form der Demonstration unter der „akademischen Würde“ gelegen habe. Diese Dinge stehen sowieso unzweifelhaft fest. Man braucht nicht erst zu diskutieren, daß die Demonstration dadurch ausgelöst wurde, daß der Coburger Convent im Studentenhaus in Farben erscheinen wollte und daß die Lautstärke des Protestes vor allem dadurch beeinflußt wurde, daß eine große Anzahl von Korporierten in Couleur auf der Treppe erschien und damit gegen den Tübinger Rektorenbeschuß und den Frankfurter Senatsbeschuß verstieß. Fest steht auch die Tatsache, daß das Disziplinargericht, wenn es konsequent sein wollte, gegen diese Studenten vorgehen müßte. Aber mit diesen Feststellungen kommt man nicht weiter, denn die Korporationsfrage drängt gerade durch die Ereignisse jenes Freitags zu einer Lösung, und der einzelne Student, der bisher abseits stand und sich wenig darum kümmerte, muß nun eine Antwort von beiden Seiten erhalten, damit er überhaupt eine Stellung beziehen kann. Die Studenten müssen dazu gebracht werden, Stellung zu beziehen. Eines Akademikers viel unwürdiger als eine laute Demonstration ist völliges Desinteresse an solchen Fragen, die ja nicht nur auf den Rahmen der Unversität beschränkt bleiben. Sind es nicht gerade die kaffeetrinkenden, kartenspielenden Desinteressierten, die aufgerüttelt werden müssen, damit sie überhaupt Stellung beziehen können?

Da durch die Vorfälle an jenem Freitag die Differenzen, wenn gleich nicht immer auf angenehme und korrekte Art und Weise, so doch immerhin erstmalig unzweideutig zum Vorschein kamen und die Erinnerung daran noch recht frisch ist, wäre nun die Zeit gekommen für ein Gespräch in aller Offenheit. Dies könnte geschehen in Form einer öffentlichen Diskussion. Dazu müßten Professoren beider Richtungen sprechen, und in einer Diskussion zwischen den Korporierten und Nichtkorporierten müßten dann die Fragen, an die Korporationen, die der „Revolutionsrat“ auf seinem Flugblatt gestellt hatte, einmal endgültig, unmißverständlich für alle beantwortet werden. Dann hätten die Vorfälle vom Freitagabend einen höheren Sinn erhalten.

Darum ist es zu begrüßen, daß die neun Unterzeichner des Flugblattes diesen Vorschlag bereits gemacht haben und wäre es zu begrüßen, wenn in allernächster Zeit diese öffentliche Diskussion stattfinden würde.

Gerhard Weber

Scheuklappen

... noch ein Wort dazu, daß die Mehrheit ein In-Sich-Gehen der Korporationen erwarte:

Bei den Korporationen geht es heute nicht mehr um passiven Widerstand gegen den heutigen Staat (erst recht nicht um Widerstand gegen die freiheitlich-demokratische Grundordnung, der man auch dann noch positiv gegenüberstehen kann, wenn man vielleicht im Grundgesetz nicht gerade den Clou aller Verfassungen sieht).

Worum geht es den unentwegten Korporationsgegnern dann?

Um Fragen des Lebensstils, des Bejahens oder Verneinens von Traditionen kann es keine „Mehrheitsbeschlüsse“, keine „Forderung auf Haltungsänderung“ geben. Und dadurch, daß so manches Mal besagte Formen und Traditionen so quasi zu Menschensfresserallüren der „rechtsradikalen“ Korporationen gestempelt werden, wird heute auch keine abschreckende Wirkung mehr erzielt. Durch solche Kampfpropaganda treibt man nur die Korporierten in die Arme ihrer Alten Herrn und macht obendrein selbst ein pöbelhaftes Bild, indem man zeigt, daß man keine Hochschulgemeinschaft will, in der auch andere Richtungen vertreten sind als man selbst.

Reinhard Schulz, Lessdorf, stud. iur.

Akademischer Nachwuchs

für sehr entwicklungsfähige Position in der Patentabteilung von bekanntem chemischen Mittelbetrieb in Süddeutschland gesucht.

Bewerber mit abgeschlossenem Chemiestudium, ausreichenden englischen und französischen Sprachkenntnissen sowie guter stilistischer Begabung, die besondere Neigung und Veranlagung zur Einarbeitung auf dem Gebiet des Patent- und Wettbewerbsrechts mitbringen, werden gebeten, ihr Angebot mit handschriftlichem Lebenslauf, Zeugnisabschriften, Paßbild neueren Datums sowie Angabe des frühestmöglichen Eintrittstermins und der Gehaltsansprüche einzusenden unter A 689 an AWAG, Stuttgart, Tübinger Straße 19a.

Schlagende Nicht-Korporierte?

Beinahe hätte sich diese neue Form studentischen Gemeinschaftslebens in Frankfurt entwickelt. Doch nicht allein „schlagende“ Ambitionen, auch der Hang zu modernen „akademischen Gesangsformen“ mit atonalen „Pfui“-Einlagen kamen zur Geltung. Dieses alles veranstaltete ein „Empfangskomitee“ beim geschlossenen Vortragsabend der Verbindungen des CC im Studentenhaus.

Ich persönlich lehne einen Ausdruck akademischer Freiheit ab, wie er von den Demonstranten vorgeführt wurde. Vielleicht wollten 50 Studenten demonstrieren, 20 haben ihr Vorhaben dann aufgegeben, als die 100 Neugierigen zur anonym johlenden Menge wurden und eine randalierende Kulisse für die Rest-Demonstranten wurden.

Die Verfasser der Flugblätter und Urheber des Lärms warfen uns Intoleranz vor. Die Demonstration machte diese Behauptung zum Bumerang.

Wer ist nun der Kadi?

Günther Rudolf
Landsmannschaft Teutonia im CC

Zur Demonstration im Studentenhaus möchte ich nur sagen, daß — wie vorauszusehen war — die Leitung der Demonstration den Urhebern aus den Händen glitt.

Im übrigen danke ich im Namen meines Bundes für die „Publicity“.

Klaus Klingler
Teutonia auf der Schanz

Angst vor der eigenen Courage

Die Demonstration anläßlich des Vortragsabends des Coburger Conventes hat mir außer der Tatsache, daß sich Studenten in einer Masse genau so lärmend und pöbelnd verhalten, wie der sogenannte Pöbel selbst, ganz am Rande des lauten Geschehens noch etwas gezeigt, was mir als Beweis dafür dient, daß der Typ des Studenten, der revolutionäre Probleme wälzt und Pamphlete verfaßt, mit denen er die Welt nun endlich einmal von Grund ändern will, allmählich ausstirbt.

Der Sozialistische Studentenbund (SDS) befand sich unter den ersten, die beschlossen, gegen die geplante Veranstaltung des Coburger Conventes etwas zu unternehmen. Der SDS-Vorstand hatte sich anfänglich bereit erklärt, für den Fall, daß der Senat nichts gegen die Veranstaltung der Korporierten unternehmen werde, an einer Protestaktion zu beteiligen. Dann aber wurden Bedenken laut. Der SDS solle sich nicht so öffentlich in dieser Sache engagieren, er könne sonst in den Verruf kommen, radikal zu sein. Bei Presseinterviews wurde aber von Vorsitzenden des SDS des öfteren betont, daß der SDS der Hauptinitiator der Aktion sei. Das hatte zur Folge, daß in den meisten Zeitungen diese falschen Behauptungen zu lesen waren. Man hatte also „Angst vor der eigenen Courage“, hielt sich im Hintergrund, strich aber zu gegebener Zeit das angebliche eigene Verdienst heraus. Ich dachte dabei an den Artikel von Professor Hartner und stellte Vergleiche an. Sind das nicht die Müllers, die schön brav im Hintergrund bleiben, denen es an Zivilcourage mangelt, die es aber doch geschickt verstehen, im gegebenen Moment bei denen zu sein, die als erste ein Parteibuch besitzen?

Und wie steht es nun mit den Kollegen von der Rechten? Hier wird behauptet, durch die Mensur werde der Mannes-Mut und



die Entschlußkraft gestählt. Was sagt man aber dazu, daß eine ganze Gruppe von Korporierten am Haupteingang des Studentenhauses stehenblieb und sich schließlich ganz heimlich verdrückte? Also auch hier Angst vor der eigenen Courage.

K. Gerber

Aus München

Aus Zeitungsberichten haben wir von den Ereignissen am 28. Mai 1954 im Studentenhaus Frankfurt erfahren. Wir haben uns über den offenen Protest der „Freien“ Studenten gefreut, mit dem sie ihre Ablehnung gegenüber den Korporationen zum Ausdruck brachten.

Auch wir sind der Meinung, daß dem herausfordernden Auftreten der Korporation und ihrer oft verletzenden Haltung gegenüber den nichtkorporierten Studenten entgegengetreten werden muß und wir fühlen uns darin mit Ihnen verbunden.

Studenten und Jungarbeiter
der Wohnheimsiedlung Maßmannplatz
in München
i. A. Otto Krämer

Weitere Briefe an die Redaktion

MÜLLER SEEL. NACHFOLGER

Zu dem Artikel „Müller seel. Nachfolger“ von Prof. Hartner im Mai-DISKUS haben uns Studenten und Assistenten verschiedener Fachrichtungen Äußerungen zugeschickt. Wenn auch nicht alle Zuschriften veröffentlicht werden konnten, so werden die ausgewählten doch genug Argumente zur weiteren Diskussion bieten.

AM GELDE HANGT'S

Die Äußerungen von Mr. Farquhar und die Stellungnahme von Prof. Hartner sind, so scheint mir, symptomatisch für die gegenwärtige Hochschulsituation in Deutschland: hier tut sich eine Kluft auf zwischen Dozenten- und Studentenschaft, die erschrecken muß. Eine Polemik gegen die beiden Vertreter so gegensätzlicher Meinungen ist hier nicht beabsichtigt. Der Leser wird ohnehin sein Urteil gefällt haben, gleich, welchem Lager er angehört. Aber so fragen wir uns, muß es denn zwei Lager geben, müssen Gegensätze so kraß formuliert, so unbedingt verschärft werden, gibt es nicht innerhalb einer menschlichen Interessengemeinschaft, wie sie die Universität doch zweifellos darstellt, eine Reihe von Gesichtspunkten, die beide Teile gleichermaßen angehen, sollte man nicht eine gemeinsame Mitte suchen und auch finden können?

Die Meinung von Mr. Farquhar ist sicher die des Gros der Studentenschaft: wer aufmerksam den DISKUS und andere Studentenzeitungen liest, wird ein permanentes Murren — mehr oder weniger zwischen den Zeilen — über die herrschende akademische Ausbildungs- und Prüfungsordnung wahrnehmen können. Ob Prof. Hartners Ausführungen sich mit der Meinung des Lehrkörpers schlechthin deckt, ist nicht auszumachen — der Student jedoch, der sich gleichzeitig mit dem Kommilitonen Farquhar angegriffen fühlt, wird zu diesem Schluß verleitet. Wie dem auch sei, die Kluft, naturgemäß ohnehin durch Generationsunterschiede bedingt, ist vorhanden und hat sich vertieft.

Formulieren wir kurz die Meinung beider Lager. Hüben heißt es, die Planlosigkeit der meisten akademischen Ausbildungszweige — Kennzeichen der viel beschriebenen akademischen Freiheit — sei antiquiert; drüben dagegen, man hätte es früher mit denselben Schwierigkeiten zu tun gehabt und wäre auch damit fertig geworden. Hüben argumentiert man, daß sich die Zeiten erheblich geändert hätten, und drüben, daß man eine alterprobt wissenschaftliche Tradition nicht zugunsten einer Berufsausbildung fallen lassen dürfe. — Nennen wir aber das Erzübel unsere Tage bei Namen, so heißt es kurz und schlicht: Geldnot, Mangel an nötigen Mitteln. Ein Student, der nicht ausreichend von Haus aus dotiert ist — und wer ist es heute? — muß darauf sehen, sein Studium so rasch wie möglich hinter sich zu bringen, um in den Beruf zu kommen. Er tritt selbstverständlich mit dem Wunsche an die Universität heran, daß diese ihn bei seinem Vorhaben einer Berufsausbildung unterstütze. Die Universität ist aus Mangel an Mitteln nicht in der Lage, den Studenten eine ausreichende Berufsausbildung zu garantieren, andererseits Wissenschaft im eigentlich befriedigenden Sinne zu betreiben. Es fehlt Geld, um genügend Stipendien zu verteilen, ausreichend Lehrkräfte heranzuziehen und sie angemessen zu besolden. Die Lauf-

bahn des Hochschullehrers selbst ist bis zu dem Ruf auf einen Lehrstuhl von so vielen Entbehrungen gezeichnet, daß auch hier Anspruch auf finanzielle Besserung erhoben werden müßte. — Das Problem der Geldnot ist brennend, es zu bagatellisieren wäre unsinnig. Es ist eine gemeinsame Not und wir dürfen nicht vergessen, daß es unser gemeinsames Schicksal ist, einen Aufbau zu leisten und Lasten zu tragen, die die Generation unserer Väter insbesondere uns Jüngeren hinterlassen hat. Schon aus diesem Grunde sollte einer dem anderen helfen, statt Ressentiments zu erzeugen und Extreme zu kultivieren.

Der Student ist sozial der schwächere Teil in der civitas academica. Er ist auf das Wohlwollen des Lehrkörpers angewiesen (der tatsächlich eine Monopolstellung einnimmt). Den Schwächeren aber sollte man schützen, man sollte ihn nicht in die Opposition drängen. Die ältere Generation, die im Lehrkörper vertreten ist, ist die erfahrenere, reifere und weisere. An ihr liegt es, den Ton zu bestimmen, der eine Verhandlung, positiv und menschlich macht.

R. Stephens

NICHT NUR NAZIS KRITISIEREN

In der Mainnummer des DISKUS nimmt Herr Professor Hartner (unter der Überschrift „Müller seel. Nachf.“) gegen ein Mitglied des Studentenparlaments und dessen Wähler Stellung.

Unser Kommilitone hatte in der Sondernummer des DISKUS im Februar der Wählerschaft seine Ansichten über die deutschen Universitäten unterbreitet. Er sagte u. a., die Prüfungsordnungen seien seiner Ansicht nach starr, die monologhafte Lehrweise der Professoren sei unfruchtbar, und er habe sich gewundert, daß sich die deutsche Studentenschaft mit einer Universität und mit Studienplänen abfände, die offenbar in der Regel nicht in der Lage seien, die Entwicklung einer unabhängigen und kritisch denkenden Intelligenz zu garantieren. Diese Änderungen und die Tatsache, daß unser Kommilitone auf diese Äußerungen hin in das Studentenparlament gewählt worden ist, haben Herrn Professor Hartner sehr erbittert. Anders ist es kaum zu verstehen, daß er, um die Ansichten unseres Kommilitonen zu entkräften, ein besonders widerwärtiges Exemplar von Nazistudentenfürher beschreibt, das die deutsche Universität nach dem 30. Januar 1933 ebenfalls kritisierte.

Dieser Nazistudentenfürher kritisierte die Universitäten aber aus ganz anderen Gründen. Und es haben ja auch andere Leute die deutschen Universitäten kritisiert und behauptet, die Universitäten hätten versagt gegenüber dem Auftreten des Nationalsozialismus. Viele der in den deutschen Universitäten ausgebil-

deten Akademiker seien so unkritisch gewesen, daß sie die abwegigsten Behauptungen des NS-Parteiprogrammes geglaubt hätten und zum Teil noch heute glauben.

Ich möchte diesen Vorwurf, wenn er auch sehr viel für sich hat, nicht erneut erheben, ich will bloß zeigen, daß nicht nur Nazis die deutschen Universitäten kritisieren. Somit entfällt auch die Befürchtung von Herrn Professor Hartner, daß die Studenten, die unseren Kritikus in ihr Parlament gewählt haben, darum auch einen politischen Schreiber ins nationale Parlament wählen würden.

Was die sachliche Bewertung der Äußerungen unseres Parlamentsmitgliedes betrifft, so muß man ihm, zumindest zum Teil, zustimmen. Das haben sicher auch die Kommilitonen getan, die ihn gewählt haben. Daß man auf den Universitäten nicht den Prüfungsstoff erlernt, pfeifen die Spatzen vom Dach. An Herrn Professor Hartners Artikel war mir neu, daß diese Tatsache ernsthaft bestritten wird. Es mag gewisse Fachrichtungen geben, bei denen man tatsächlich das, was die Prüfungsordnung verlangt, in der Universität erlernt. In weiten Gebieten ist das aber nicht der Fall. Das liegt entweder an den Prüfungsordnungen oder an den Professoren oder am Geld oder an allen drei Faktoren.

Hier weiß Herr Professor Hartner nur zu entgegnen, daß in der Prüfung ein begabter Student in der Regel gut abschneidet, und ein Dummkopf oder Faulpelz durchfällt. Das stimmt; denn der Student muß ja ein Dummkopf oder ein Faulpelz sein, wenn er sich nicht rechtzeitig vor seinem Examen von der Universität löst und sich einen tüchtigen Repetitor aussucht, der ihn auf das Examen vorbereitet. Daß die Lehrweise der Professoren unfruchtbar ist, habe ich in meinem Studium nicht festgestellt. Ich habe viele Vorlesungen gerne besucht und viel in diesen Vorlesungen gelernt. Die Lehrweise unserer Professoren ist auch keineswegs unkritisch.

Der Vorwurf des Monologisierens trifft da schon eher zu. Allerdings sind die Professoren daran nicht schuld. Die Vorlesungen mit 200 und mehr Hörern, ja selbst die Übungen in diesem Umfang vereiteln ein „Zwiegespräch“ zwischen Professor und Studenten, zumal die anonyme Masse Student nicht geneigt ist, einem Sprecher aus den eigenen Reihen ruhig zuzuhören. Diskussion ist nur in einem kleinen Kreise möglich.

Daß das übrigens auch im Ausland gelegentlich so ist, beweist mir ein ausländischer Freund, der, nach der Heimkehr aus der Universität von mir über die Vorlesungen befragt, zum Entsetzen seines Vaters, der Professor an dieser Universität ist, sagte: „Blah, blah, blah“, mit welchen Umlauten er doch wohl die monologisierende Lehrweise umschreiben wollte.

Wenn ich auch unserem Kritiker nicht in allen Punkten zu folgen vermag, so scheint es doch zu stimmen, daß die deutschen Universitäten den an sie zu stellenden Anforderungen nicht voll gerecht werden. Wenn mich ein Student fragt, ob die von der Universität gebotene Examensvorbereitung genügt, oder ob er nicht doch lieber außerdem zum Repetitor gehen soll, dann wäre es außerordentlich unverantwortlich von mir, ihm vom Besuch des Repetitors abzuraten.

Solange es aber noch so ist, muß doch wohl eine Kritik am Studienplan oder an der Prüfungsordnung möglich sein. Und eine etwas überspitzte Kritik eines Studenten an seiner Universität erscheint mir wesentlich ungefährlicher als das Ausspielen professoraler Autorität und politischen Teufel-an-die-Wand-Malens gegen kritisches und selbständiges Denken.

Alexander Böhm

EIGENTLICH NICHTS NEUES

Mit einigem Befremden habe ich in der neuen Nummer des DISKUS (4. Jahrgang, Heft 4) den Beitrag von Prof. Willy Hartner „Müller seel. Nachf.“ gelesen. Nach dem angeführten Zitat war es nicht schwer, im „Extrablatt“ zur Parlamentswahl herauszufinden, gegen wen Prof. Hartner polemisiert.

Wenn man die vorliegende Nummer des DISKUS liest, so findet man z. B. gerade unter Prof. Hartners Artikel in dem Beitrag von Helmut Oehler „Diplomprüfungen“ folgende Sätze: „Damit verlagert sich das Studium von der Universität weg nach draußen. Sie droht zu einer Testat-Verkäuferin und wohlverwalteten Prüfungsbehörde herabzusinken, die für angesammeltes Wissen Diplomzertifikate ausstellt.“

Klaus Prassel führt in „Dreimal Reform und Kritik“ das Beispiel an, daß „unlängst ein großer rheinischer Betrieb unter 60 Anwärtern, darunter zahlreichen Trägern von Diplomen „summe cum laude“, einen schlichten „rite“-Absolventen mit dem Vorteil einer Kaufmannsgehilfenprüfung auswählte.“

Weiterhin steht hier der Satz: „Gegen die Neigung der Dozenten, die reine Wissenschaft entfernt von den Bedürfnissen der Praxis zu betreiben, steht das reale und zweifelhaft berechtigte Interesse an zweckmäßiger Ausbildung.“

In der Zuschrift der Herren Professoren Stark und Ortmann („Anatomie contra Physiologie“) kann man lesen: „... schaffen wir die allzuvielen Pflichtfächer und Pflichtvorlesungen ab!“

Worin eigentlich unterscheiden sich diese Ansichten (und die vieler anderer Kollegen, die zwar keine Artikel schreiben, aber doch eine Meinung haben) von der angegriffenen, die hier nochmals zitiert sei:

Seit meiner Ankunft in Deutschland habe ich mich gefragt, ob es deutschen Studenten klar ist, wie starr ihre Prüfungsordnungen sind, wie unfruchtbar die unkritische monologistische Lehrweise „ex cathedra“, und wie unzulänglich die Geldmittel zur Förderung begabter Studenten. Ich habe mich gewundert, daß die deutsche Studentenschaft sich mit einer Universität und Studienplänen abfindet, die offenbar in der Regel nicht in der Lage sind, die Entwicklung einer unabhängig und kritisch denkenden Intelligenz zu garantieren.

Luise Pollinger

PAPIER · BÜROBEDARF · DRUCKSACHEN
Schreibmaschinen und Schreibmaschinen-Reparaturen

KOLLEG-BEDARF

Füllhalter · Luxuspapiere · Geschenke
Büro-, Zeichen- und Schulartikel

Füllhalter-Reparaturen innerhalb 24 Stunden in eigener Werkstatt

Frankfurt am Main, Bockenheimer Landstr. 131

(nächst der Universität)

Fernruf 755 89

Die Studenten sollten ihre Macht- und Willenlosigkeit in diesen Fragen überwinden und auf dem Wege über ihr Parlament ihren Willen formulieren und vernehmlich machen.

Hier war nur gleich anderen ausgesprochen, was die meisten denken.

Deshalb verstehe ich nicht, was Prof. Hartner mit seinem Artikel bezweckt. Will er durch seinen empörenden Vergleich mit einem NS-Studentenführer alle Studenten, die eine Kritik wagen, als potentielle Massenmörder bezeichnen?

Es ist ja ein altes Rezept, Andersdenkende erst einmal moralisch zu diffamieren, damit enthebt man sich der unangenehmen Aufgabe, sachlichen Argumenten gleichartig begegnen und vielleicht eigene Fehler zugeben zu müssen.

Diese Methode, so beliebt sie gerade in Kreisen des Herrn Müller war und ist, sollte doch aus unseren Universitäten endgültig verschwinden. Was dabei herauskommt, zeigt der wirkliche Fall „Müller“ ganz deutlich: Der inkriminierte Kandidat, der in seiner Fachschaft an 2. Stelle ins Parlament gewählt wurde, da er in der Fachschaftsversammlung auch einige Vorschläge gemacht hatte, wie man seiner Meinung nach manches besser gestalten könne, ist aus dem Parlament wieder ausgeschieden. Seine Vorschläge wird das Parlament also nicht diskutieren und, soweit sie annehmbar sind, verwirklichen.

So leicht hat man es als Professor, die Organe der studentischen Selbstverwaltung in ihrer Arbeit zu behindern.

Von den Weiterungen dieser Affaire, d. h., wenn andere dem Beispiel des Herrn Prof. Hartner folgen, ganz zu schweigen.

Bianca Schorr

IM INTERESSE UNSERER LEHRER

Die Mai-Ausgabe des DISKUS bescherte uns eine angenehme Überraschung. Von den Studenten wurden endlich einmal heikle Fragen gestellt. Und die Professoren glänzten gleich mit vier Beiträgen. Das hatten wir schon lange vermißt. Fast scheint es, als ob tatsächlich noch etwas zustande kommen könnte, was wir längst zu hoffen aufgegeben hatten, das echte Gespräch zwischen Schüler und Lehrer. Dabei wissen wir sehr wohl um die Überlastung unserer Lehrer. Wir sind ihnen daher besonders dankbar, wenn sie Zeit finden, sich an unseren Gesprächen zu beteiligen.

Der Artikel von Prof. Hartner: „Müller seel. Nachfolger“, scheint mir eine gute Basis zu sein, das Gespräch weiterzuführen. Der Lehrer möge dabei dem Schüler verzeihen, wenn er anderer Ansicht ist. Der Vergleich zwischen dem NS-Studenten Müller, der nach 1933 an unserer Universität sein Unwesen trieb, mit unserem Gaststudenten Müller aus dem Jahre 1954 scheint mir nämlich nicht ganz zu stimmen. Der NS-Müller wäre doch vor



1933 an einer deutschen Universität so wenig möglich gewesen, wie unser Gast Müller nach 1933, wenn er Besorgnisse um die „Entwicklung einer unabhängig und kritisch denkenden Intelligenz“ geäußert hätte. Auch scheint mir im Gegensatz zu Prof. Hartner nur wenig erstaunlich, daß unser Gast Müller bereits nach Ablauf eines Semesters sich zu solchen Besorgnissen berechtigt zu sehen glaubte.

Weit erstaunlicher dagegen scheint mir, daß er überhaupt und dazu noch im Alter von erst zwanzig Jahren einige sehr richtige Beobachtungen machte, die seinen deutschen Kommilitonen trotz ihrer vielleicht sechs oder acht Semester entweder gar nicht auffielen oder, was noch schlimmer wäre, die sie nicht zu äußern wagten. Die nicht nur in Deutschland sondern mehr noch in den USA recht seltene Kombination seiner Studienfächer (Volkswirtschaft, Soziologie, Anglistik) spricht dafür, daß er sehr wohl zu wissen scheint, worauf es heute ankommt. Allerdings möchte auch ich mich gegen den Gedanken verwahren, daß alle unsere Professoren kritiklos sind. Gottlob ist es noch lange nicht wieder so weit. Dennoch scheint mir aber einiges an den deutschen Universitäten im Argen zu sein.

Sicherlich hat Herr Prof. Hartner recht, wenn er meint, daß unsere Prüfungsordnungen die Gewähr bieten, daß „ein begabter Student im allgemeinen gut abschneidet und ein Dummkopf oder Faulpelz durchfällt“. Damit ist doch aber noch gar nicht bewiesen, daß die Prüfungsordnungen auch den Anforderungen der modernen Gesellschaft gerecht werden. Walter Dirks nannte uns in München akademische Facharbeiter. Er hatte recht: die heutige Universität produziert selten noch etwas anderes als Spezialisten, die außerhalb ihres Fachbereiches kaum in der Lage sind, unabhängig und kritisch zu denken.

Der Gast Müller hat auch von der monologhaften Art unserer Vorlesungen gesprochen. Sicherlich war er nicht nur über den ihm

ungewohnten Ablauf einer solchen Veranstaltung erstaunt. Vielmehr wird ihm ebenfalls aufgefallen sein, daß die meisten unserer Seminare entweder eng begrenzte Teilnehmerzahlen oder aber solche mit 50 bis 300 Anwesenden haben. Selbst ein höheres Semester weiß sich glücklich zu schätzen, wenn ihm wenigstens einmal im Semester ungestörte zwanzig Minuten Unterhaltung mit seinem Lehrer beschieden sind. Von einem echten Gespräch zwischen Schüler und Lehrer kann kaum noch die Rede sein. In der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, an der auch unser Gast Müller hört, haben die ungewöhnlichen Verhältnisse den Lehrer gar in die Position eines Montagearbeiters am Fließband gedrängt. Am Ende des Bandes fallen zur Zeit jährlich etwa 300 und in Kürze vielleicht 500—700 Diplomeinheiten als Endprodukt heraus.

Unsere Lehrer sind daran gewiß nicht schuld. Im Gegenteil. Mir scheint es weit mehr die Schuld der Betroffenen, der Schüler zu sein, wenn sie nicht dagegen protestieren, daß ihre Lehrer in einem so unzureichenden Lehrbetrieb verschlissen werden. Unser Gast Müller scheint mir den richtigen Weg gewählt zu haben, wenn er sagt, „Die Studenten sollten ihre Macht- und Willenlosigkeit in dieser Frage überwinden und auf dem Wege über ihr Parlament ihren Willen formulieren und vernehmlich machen.“ Wenn unser Gast Müller sich trotz seines Stipendiums als Bürger unserer Universität verpflichtet fühlt, diese Bürde auf sich zu nehmen, so scheint mir das nicht nur berechtigt, sondern auch ein für uns deutsche Studenten beschämender Vorgang zu sein. Offenbar haben wir noch immer nicht die Funktion des Bürgers in der Gesellschaft begriffen. Und falls unserem Gast Müller eine typisch amerikanische Lösung vorschweben sollte, so wird er vielleicht ein wenig enttäuscht sein, wenn wir Zweifel hegen, daß uns auf diesem Wege wesentlich geholfen werden könnte. Damit bleibt aber die Frage noch offen und wir sind noch immer unserem Gast zu Dank verpflichtet, daß er sie so offen und mutig ausgesprochen hat. Vielleicht beginnen wir nun doch noch, wenigstens darüber zu sprechen. Ein Frankfurter Lehrer sagte uns in München, daß, wer sein Vaterland liebt, ihm die Wahrheit sage, auch wenn das Vaterland die Wahrheit nicht hören möge. Das schließt nicht aus, daß auch ein Ausländer die Wahrheit sagen darf.

Peter Rennert

GROBES GESCHUTZ

Ich schreibe aus einer Gewissensnot. Nach der Lektüre des Artikels von Prof. Willy Hartner „Müller seel. Nachf.“ in der Mai-Ausgabe bin ich nämlich in Zweifel geraten, ob es unserer demokratischen Universität noch zumutbar ist, daß ich in ihren Listen weiter als eingeschriebener Student geführt werde. Bin ich doch — ich muß es bekennen — der gleichen Meinung wie jener ausländische Stipendiat, 20 Jahre, Student der Volkswirtschaft, Soziologie und Anglistik, auf den sich Prof. Hartners Wachsamkeit gerichtet hat; halte ich doch auch unsere akademischen Prüfungsordnungen für starr, die monologhafte Lehrweise der meisten Professoren für unfruchtbar und bin besorgt darüber, daß sich die Studentenschaft mit einer Universität und Studienplänen abfindet, die offenbar nicht in der Lage sind, die Entwicklung einer unabhängig und kritisch denkenden Intelligenz zu garantieren. Wie jener ausländische Stipendiat bin ich der Meinung, daß die Studenten ihre Macht- und Willenlosigkeit in diesen Fragen überwinden und auf dem Wege über unser Parlament ihren Willen formulieren und vernehmlich machen sollten.

Damit nicht genug, habe ich den Ausführungen jenes ausländischen Stipendiaten in der Fakultätsversammlung vor den Wahlen Beifall geklatscht und hätte ihn, gehörte ich nicht einer anderen Fakultät an, in unser Parlament gewählt. Durch die Ausführungen Prof. Hartners habe ich jetzt, wie wohl alle Kommilitonen, die diesen Kandidaten dann wählten, erkennen müssen, daß ich einem üblen Demagogen aufgefressen wäre, der, wie Prof. Hartner dankenswerterweise erläutert, zudem erschreckende Ähnlichkeit mit einem Faschisten besitzt, welcher Müller heißt, während des Krieges in Norwegen war und jetzt verschollen ist. Obwohl ich zur Zeit des Aufkommens der Faschisten in Deutschland von meinen Eltern höchstens geplant und 1933 erst zwei Jahre alt war, muß ich dann wohl doch von ihnen beeinflußt worden sein, denn sonst hätte ich unmöglich dem Sirenen Gesang jenes amerikanischen Volkstribunen erliegen können.

Das ist für mich eine schreckliche Erkenntnis. Um aber aus dieser Erkenntnis die notwendigen Konsequenzen ziehen zu können, muß ich einige Fragen stellen, die mich freilich in die größte Verwirrung stürzen. Trotz nunmehr äußerst kritischer Prüfung der Äußerungen des ausländischen Kommilitonen ist es mir unmöglich, eine wirkliche Verbindung zwischen ihm und dem Faschisten Müller zu erkennen. Ich meine vielmehr, daß er sehr freimütig eine Kritik geübt hat (siehe oben), die von sehr vielen Studenten geteilt wird und daß er dabei keineswegs übertrieb. Ich kann auch nicht finden, daß er, als ausländischer Gast, mit seiner Kritik gegen jeden Takt und Anstand verstoßen hat, denn schließlich ist er als ordentlicher Student im Besitz der gleichen Rechte wie seine deutschen Kommilitonen. Im Gegenteil sollten wir ihm dafür dankbar sein, daß er für einen Parlamentsitz kandidierte und seine Kandidatur, wie mir scheint, wohl zu begründen wußte. Infolgedessen kommt es mir so vor, als beschwöre Prof. Hartner an Hand des Herrn Müller völlig unge-

Der Zentral-Verlag für Dissertationen Tritsch-Düsseldorf-B, Jahnstraße 36, druckt Dissertationen preisgünstig. Angebote unverbindlich!

foto
WAGNER berät Sie gern in allen Fotofragen
BOCKENHEIMER WARTE · RUF 71657



The British Centre

„Die Brücke“

Frankfurt a. M., Friedrich Ebert-Str. 48

Tel. 32286 u. 33794

British Centre ist eine Einrichtung zur Förderung kultureller und geistiger Beziehungen zwischen Großbritannien und Deutschland. Es umfaßt Bibliothek, Lesesaal, Vortrags- und Kinosaal.

Monatsprogramm Juni 1954

Vorträge:

Dienstag, den 22. Juni 1954, 18 Uhr, Mr. H. A. MASON, Director of studies for English, Downing College, Cambridge „English Poetry since the War“

Regelmäßige Veranstaltungen:

Plays and Playreadings

Donnerstag, den 10. Juni 1954, 20 Uhr: J. M. Barrie „What every woman knows“
Donnerstag, den 24. Juni 1954, 20 Uhr: J. M. Barrie „Shall we join the ladies“

Discussions:

Donnerstag, den 24. Juni 1954, 18.30 Uhr; Travel in Great-Britain
Mittwoch, den 16. Juni 1954, 18.30 Uhr

Im Kino finden täglich um 14, 15.30 und 17 Uhr im wöchentlichen Wechsel Vorführungen von Dokumentar- und Kulturfilmen statt. Unsere Play Reading Group trifft sich zweimal monatlich donnerstags in der Bibliothek zum Play Reading.

Bitte, fordern Sie schriftlich oder fernmündlich unser Monatsprogramm.

rechtfertigt den Geist der faschistischen Tyrannei (den, wie er, wir alle ablehnen), um einen kleinen, aber ehrlichen Studenten totzuschlagen. Grobes Geschütz — aber da er kein Wort der sachlichen Erwidern findet, sondern ausschließlich den hohen Ton der Polemik anschlägt, muß ich an den Zauberlehrling denken, der die Geister, die er rief, nicht wieder los wurde. Sollte er, Prof. Hartner, selbst so demagogisch sein können wie sein Herr Müller?

Die Studenten haben den ausländischen Kandidaten gewählt. Ich vermute, daß dies nicht nur deshalb geschehen ist, weil er Ausländer ist und noch weniger, weil er, wie es heißt, so schön und laut zu singen verstand. Ihnen macht Prof. Hartner jetzt den Vorwurf, nach demagogischen Flötentönen getanzt zu haben. Das mag seine persönliche Ansicht sein. Die Art und Weise jedoch, in der er diese Ansicht darbringt, an unsere bitteren Erinnerungen und Gefühle über eine Gott sei Dank verfllossene Zeit appellierend, halte ich für eine offene Drohung, weil hier mit ganz und gar ungerechtfertigten Vergleichen argumentiert wird, die jede kritische und freie Meinungsäußerung von vornherein unmöglich machen. Daß Prof. Hartner das Ergebnis der Wahl dergestalt kommentiert — gerade das erinnert an jene Zeit.

Ein Student hat, sehr offenerherzig, Kritik geübt. Aber besser Kritik, und offenerherzige Kritik, als Schweigen. Da seine Kritik so leidenschaftlich war, sollte man denken, daß er an Dinge gerührt hat, die nicht nur ihm sehr am Herzen liegen, sondern über die viele Studenten, gerade aus einem Gefühl der Verantwortung gegenüber der Universität heraus, sprechen möchten. Das Echo, das darauf von einem ihrer Lehrer kam, ist wenig ermutigend, solche Gespräche überhaupt zu beginnen.

Carl-Christian Kaiser

EINER VON UNS

Bei der Lektüre des Artikels „Müller seel. Nachf.“ in der letzten Nummer Ihrer Zeitschrift war ich zunächst ungläubig, dann hell entsetzt. Ich kann immer noch nicht glauben, daß der Vergleich von David Farquhar mit „Herrn Müller“ auf etwas anderem als einem gräßlichen Irrtum beruhen soll. Herr Müller wird uns als dumm, feige, charakterlos, kurz als Unmensch und Erz-nazi vorgestellt. Da es die Leser nicht besser wissen können, darf ich als Freund von David Farquhar wohl versichern, daß er nichts dergleichen ist. Herrn Müllers Gegenüberstellung mit einem gewählten Studentenvertreter unserer Universität, hypostasiert durch die „Nachfolgerschaft“, kann nach den assoziativen Gesetzen menschlicher Wahrnehmung nur den Erfolg haben, daß man die Eigenschaften des ersteren dem letzteren zuschreibt. Ich frage mich, ob dieses Innuendo beabsichtigt war. Falls das so ist, wäre wohl eine Erklärung im Sinne einer Entschuldigung am Platze.

In eingehender Prüfung von Herrn Professor Hartners Schlußfrage bin ich zu einem Resultat gekommen, das ich in einer Paraphrase seiner Frage formulieren möchte: „Wie, wenn die deutschen Kommilitonen tatsächlich Herrn Farquhar nach vorsichtig abwägender Prüfung gewählt haben, weil seine Erfahrungen sich mit ihren eigenen decken?“

Die Frage nach dem, was man in 4 Monaten beobachten und erarbeiten kann, heißt die Frage nach der kritischen Intelligenz eines Menschen stellen (wenn man nicht seine Integrität in Zweifel zieht) und diese ist individuell verschieden und oft erstaunlich unabhängig vom Alter. Wichtig für die Leser zu wissen ist, daß Herr Farquhar von der Universität Chicago kommt, neben der „New School of Social Research“ in New York vielleicht dem kühnsten Experiment der Universitätsbildung unserer Zeit.

Wenn ich unter aller Bitterkeit und allem Sarkasmus Herrn Professor Hartners Sorge richtig sehe, so ist es doch wohl die: deutsche Studenten sind möglicherweise immer noch oder schon wieder anfällig für Demagogie. Ich bin versucht zu sagen: Nun, das wird die studentische Reaktion auf seinen Artikel erweisen — ich hoffe, daß ich hier nicht mißverstanden werde —.

Ich verstehe Herrn Professor Hartner nicht, wenn ich bekenne, daß mir die Informationen aus 14 Druckzeilen unzulängliches Beweismaterial für den impliziten Vorwurf der Demagogie zu sein scheinen.

Geschämt habe ich mich bei der deutschen, höflich-akademischen, ironisch-gezuckerten Variation über das Thema „If ya don' like it here, why don' cha go home?“ (Wenn's Dir hier nicht paßt, dann verschwinde!) eine Aufforderung, die mir in Amerika in der letzteren Form von der 18jährigen Tochter eines Berufsoffiziers zugeht. In mehr als zehn Vorträgen, die ich als Studenten in Amerika vor zum Teil stock-konservativen Gruppen und Clubs gehalten habe und die stets kritische Gedanken zur Amerikanischen Rassen- und Außenpolitik sowie McCarthy zum Gegenstand hatten, ist mir nie widerfahren, daß man mir ein Recht zur Kritik abgesprochen oder meine Ehrlichkeit in Zweifel gezogen hätte. Wenn man nicht meiner Meinung war, dann hat man mit mir diskutiert. Wo meine Sachkenntnis lückenhaft war, hat man sie ergänzt. Aber niemand hat mir das Stigma der Fragwürdigkeit anzuheften versucht. Man hat mich als einen im letzten Wesen Gleichartigen angesehen und behandelt. Ich war nicht in erster Linie der „Fremde“, der Gast, der „Ambassadeur“ mit besonderen Rechten und Pflichten für meine amerikanischen Freunde und Bekannten, sondern als „einer von ihnen“ durfte ich sie kritisieren. Ich frage Herrn Professor Hartner: Ist unser ausländischer Mitstudent etwa nicht „einer von uns“?

Werner Wilkening, B. A. (Wis.)

Ein Sozialist antwortet

Wie man es macht, ist's falsch. Kritisiert ein Sozialist die Sozialdemokratie, so triumphieren seine Gegner und sagen: „da seht ihr's, sogar die Sozialisten selbst...“ und „die SPD hat eben eine absterbende Weltanschauung“. Verteidigt ein Sozialist die heutige Sozialdemokratie, so wird man darin eine Bestätigung dafür sehen, daß sie eine Partei ist, in der das Denken von der Zentrale vorgeschrieben wird.

Die Entwicklung der SPD nach 1945 hat nicht nur in dieser Partei selbst, sondern auch in der Öffentlichkeit eine lebhaft Diskussion hervorgerufen. Die Kritik an der Sozialdemokratie von außen ist nicht der gleich, die vor 1933 geübt wurde. Sie blieb im bloß Negativen stecken, während sich die heutige als positiv ausging. Die Absicht ist unverkennbar: die Gegner der SPD wollen sie so modeln, wie es ihnen am angenehmsten ist, sie wollen sie — dies Wort recht verstanden — paralisieren.

So leicht darf man es sich nicht machen, wie Herr Hick in seinem „Abstieg zur Sekte“ in der Aprilnummer des DISKUS Der Mythos der Sozialdemokratie ist geschwunden. Das wäre (wenn es je einen solchen Mythos gegeben hat, was mir sehr zweifelhaft scheint), so schlimm nicht. Die Frage, was an seine Stelle, besser an die Stelle eines Glaubens an eine glückliche Gesellschaft, treten soll, ist eine ernste Frage. Mit Patentlösungen ist nichts getan.

Schon lange hat sich die SPD aus dem dogmatischen Denken gelöst, schon lange die Theorie nicht mehr als etwas einmal Gegebenes und ein für allemal Richtiges hingenommen.

Die Gefahr, daß die SPD sich heute in der Tagespolitik verliert, ist da. Mit bloß tagespolitischen Rezepten kann sie nicht auskommen. Allerdings sind diese Rezepte notwendig, denn heute gibt es Sozialdemokraten in den Verwaltungen der Länder und Gemeinden, während sie vor 1918 fast nur als Abgeordnete im Reichstag vertreten waren.

Ganz entschieden sollte sich die Sozialdemokratie davor hüten, „Ballast“ ungeprüft über Bord zu werfen. Nicht alles ist schon nur darum schlecht, weil es alt ist. Der Marxismus ist so überholt noch nicht, daß man ihn einfach weglassen könnte. Das beweisen gerade die Arbeiten von christlicher Seite. So beschäftigten sich kürzlich die „Studiengemeinschaften der evangelischen Akademien“ in einer Schriftenreihe mit dem Marxismus. Schon daran zeigt sich, daß das Christentum durchaus nicht das Monopol einer Partei ist, ja, daß ein zu Ende gedachtes Christentum sozialistischen Gedanken offen gegenübersteht.

Konservative Menschen (und sogar liberale handeln heute konservativ in ihrem Bestreben, die gegenwärtige Form der Gesellschaft zu erhalten) sehen die Aufgabe der SPD in der „Bewah-

rung der überzeitlichen sozialistischen Zielsetzungen“. Die SPD soll hier auf ein kleines Reservat beschränkt werden. Was heißt „überzeitlich“? Und warum soll die SPD nur „bewahren“? Es kommt darauf an, nicht stehen zu bleiben und nur bewahren zu wollen. So gut ist die gegenwärtige Gesellschaftsordnung nicht, daß es ratsam wäre, daß Bestehende zu konservieren und den Willen zu einer Änderung aufzugeben.

Joachim Peter

„Studentenfunktionärstagung“

Eine einfache und jedem einleuchtende Erklärung dafür, daß in München angeblich nicht genug diskutiert wurde, gab uns Herr U. K. in der letzten Nummer des Diskus.

Die Lösung des Rätsels: Es waren ja nur „Funktionäre“ in München, mit dem Unterton von „Menschen minderer Art und Güte“, die nicht einmal in der Lage sind, frei ihre Meinung zu sagen, weil sie irgendwelche Scheuklappen tragen.

Es soll hier nicht untersucht werden, ob man jeden, der in der studentischen Selbstverwaltung oder in einer Gruppe tätig ist, als „Funktionär“ bezeichnen kann. M. E. befinden sich bei uns nur „Amateure“, die aus Idealismus und Verantwortungsbewußtsein die studentische Selbstverwaltung und Gruppenarbeit mittragen für alle anderen, die nicht daran teilnehmen.

Mich wundert es nicht, wenn fast nur „Funktionäre“ (nach DISKUS-Terminologie) in München waren. Es waren diejenigen Studenten, die wirklich an den Dingen interessiert waren, die uns dort geboten wurden. Zur bloßen Erholung hätte auch ich mir etwas anderes ausgesucht.

Nun, man hat gesagt, im Gegensatz zu den vergangenen Studententagen sei wenig diskutiert worden. Vielleicht darf ich darauf hinweisen, daß inzwischen eine neue Generation die Universität bevölkert. Eine Generation, die meist den Krieg nicht mit seinen ganzen Folgen mitgemacht hat, also jünger und vor allem unbeschwerter und weniger problematisch ist. Kann man es dem jungen Studenten verdenken, daß er, zumal wenn er zum ersten Male in München war, sich zwischen den Vorträgen Museen u. a. ausgiebig angesehen hat?

Den letzten Tag, der allein frei war, benutzte er für eine Fahrt in Richtung Alpen, die für ihn noch Neuland waren.

Schließlich sei noch die Frage erlaubt, weshalb sich denn der „Freund des Diskus“ und Herr U. K. mit so großer Sicherheit für kompetent erachten, über die Frage der „richtigen“ Diskussion beim Studententag zu befinden. Sind nicht beide vorbelastet, weil sie als Mitglieder einer Gruppe auch eben nur eine „Funktionärsmeinung“ haben können?

Helmut Lenz

Argumente der Franzosen?

In Nr. 3 brachte der DISKUS einen Bericht von W. Terres über die Rede eines Franzosen, des Philosophieprofessors Lapierre, gegen die Europäische Verteidigungsgemeinschaft. Es läßt sich sicher vieles gegen die EVG sagen, aber die Worte von M. Lapierre überzeugen nicht. Ganz abgesehen davon, daß er kaum für die Franzosen gesprochen haben dürfte, wie die Überschrift vermuten ließ, — so wenig wie ich mir einbilde, hier die Argumente der Deutschen zu vertreten.

Seine erste These ist, daß die Sowjets den heißen Krieg gar nicht nötig hätten, deshalb könne man auf die EVG ruhig verzichten. Nun, die Finnen und die Koreaner werden eine andere Meinung vom Friedenswillen der Bolschewisten haben.

M. Lapierre aber folgert so: Die Sowjets wollten den Krieg nicht, weil es ihnen genüge, die Gegensätze zwischen den Ländern des Westens, die unbestreitbar daseien, weiter zu entwickeln. Und dann bringt M. Lapierre die sattsam bekannte — aber noch immer unbewiesene — kommunistische Theorie, nach der Kriege zuerst zwischen kapitalistischen Ländern ausbrechen, große Anliegen der Fürsprecher der EVG ist, Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, Kriege zwischen den „kapitalistischen“ Ländern Europas nicht mehr zuzulassen. Mittlerweile dürfte es sich doch herumgesprochen haben, daß gerade die europäische Konstruktion der Verteidigungsgemeinschaft solche Kriege einfach unmöglich macht. Warum das ein Argument gegen die EVG sein soll, leuchtet mir beim besten Willen nicht ein. Vielleicht hätte ich Philosophie bei M. Lapierre studieren sollen.

Urplötzlich folgt dann die These: Europa würde doch von den Sowjets überrannt und dann von amerikanischen Bombern zerstört werden. — Wieso Europa von den Sowjets überrannt werden nicht so ohne weiteres einzusehen. Außerdem läßt sich hier mit den soll, wenn die Sowjets gar nicht an einen Krieg dächten, ist den Anhängern der EVG antworten: Gerade wenn wir Europa — durch die EVG — stark machen, werden es sich die Sowjets dreimal mehr überlegen, ob sie uns angreifen. M. Lapierre aber zieht aus seiner Zerstörungs-These den Schluß: Deshalb Mobilisierung aller Kräfte für den Frieden! Wahrlich ein schöner Satz. Ich fürchte nur, die Rote Armee wird ihn nicht verstehen, wenn

sie ihn nicht gar — was noch schlimmer ist — falsch versteht, als Einladung nämlich.

Die weiteren Argumente von M. Lapierre sind noch weniger überzeugend. Die gefürchtete Renaissance des deutschen Militarismus läßt sich — vom französischen Standpunkt aus — in einer EVG sicher viel leichter verhindern, als bei der Errichtung einer deutschen Nationalarmee, und das dürfte die einzige Alternative zur EVG sein. Daß es jedenfalls nicht durch einen Versailler Vertrag geht, hat die Geschichte ja bewiesen. — Und die story von den Rechtskreisen, deren sich der Bundeskanzler kaum noch erwehren kann, mag ja manchem — ausländischen — Journalisten über die Saure-Gurken-Zeit helfen und ihn sein Honorar verdienen lassen, wahr wird sie deswegen noch lange nicht.

Es lohnt sich wirklich nicht, auf die weiteren „Argumente“ einzugehen. Für die lapidare Behauptung, daß die EVG nur den Kapitalisten nütze, wird nicht einmal in einem Nebensatz der Schein einer Beweisführung unternommen. Vielleicht gibt es Leute, die sich von einem Satz schon deswegen überzeugen lassen, weil in ihm das Wort „Kapitalist“ vorkommt. Ich hätte schon etwas mehr erwartet, vor allem weil ich weiß, daß gerade in Frankreich ein beträchtlicher Widerstand gegen die EVG aus Kreisen kommt, die M. Lapierre als „kapitalistisch“ kennzeichnen würde.

Geradezu grotesk wird es dann, wenn M. Lapierre zur Lösung des Deutschlandproblems empfiehlt, die sowjetischen Vorschläge anzunehmen. Wobei er auch noch der irigen Meinung ist, die Sowjets hätten „freie Wahlen“ vorgeschlagen. Mit dem, was wir unter freien Wahlen verstehen, haben sich die Sowjets noch nie einverstanden erklärt. Dann gäbe es auch kein Deutschlandproblem mehr. Es fällt wirklich schwer zu glauben, daß ein Philosophieprofessor eine solche Rede gehalten haben soll. Ich möchte gern einmal wissen, was für eine Philosophie M. Lapierre lehrt. Wahrscheinlich ist es eine Philosophie, die an Stelle der Logik das Vorurteil setzt und die (objektive) Unterrichtung durch eine Zeitung für unnötig verwirrend hält. Sehr viele Zeitungen (außer vielleicht der Humanité) kann M. Lapierre jedenfalls nicht gelesen haben.

Paul Schulz

*Auch für Sie
ist der Führerschein unentbehrlich!*

Benutzen Sie die günstige Gelegenheit und lassen Sie sich von mir beraten, wie Sie ohne Zeitverlust den Führerschein erwerben können. Tragen Sie sich unverbindlich in die im Asta ausliegende Liste ein, Sie erfahren dort nähere Einzelheiten.

Fahrschule ALFRED BEERBAUM
Frankfurt am Main, Bertramstraße 18 — Tel. 5 1988

Universitätsbuchhandlung BLAZEK & BERGMANN

Inhaber Dr. H. Bergmann

Frankfurt a. M., Goethestr. 1 · Tel. 936 33 u. 952 64

Sämtliche Fachbücher aus den Gebieten

**Jura, Wirtschaftswissenschaften,
Medizin, Technik,
Naturwissenschaften**



RÖMER KLISCHEEANSTALT GMBH FRANKFURT/M
Mainzer Landstraße 216
Ruf 34672

Strichätzungen

Farbätzungen

Autotypen

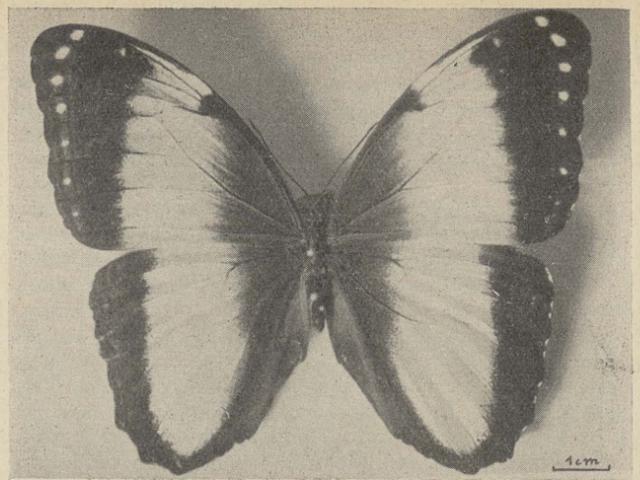
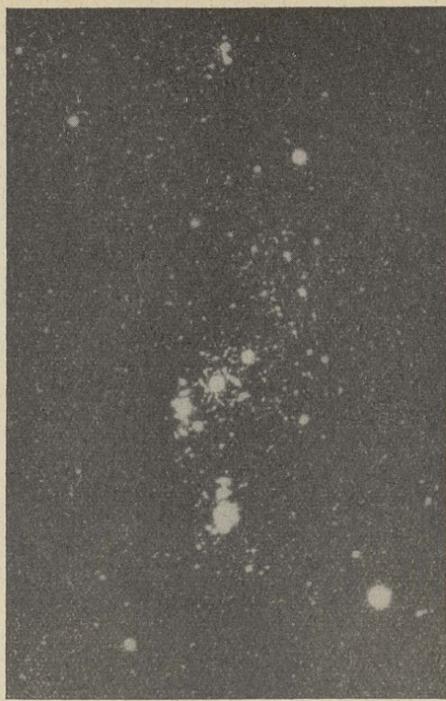
Galvanos

Rotaprintfolien

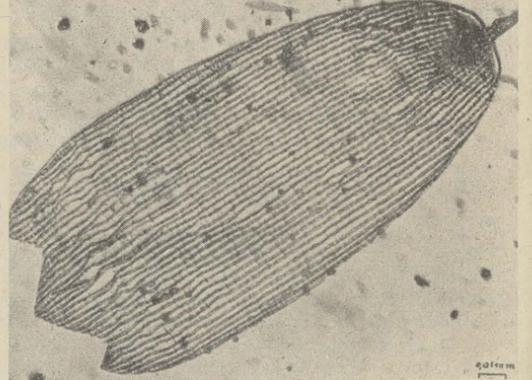
Matern · Stereos



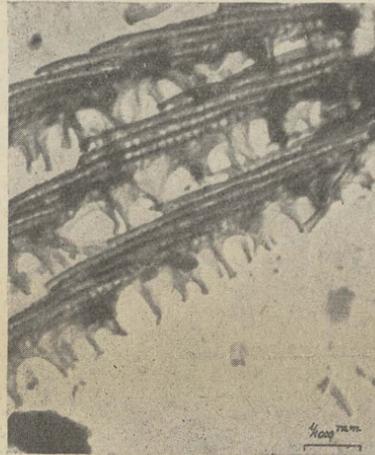
Orionnebel, liegt innerhalb unseres Systems der Milchstraße. Rechts: Der Planet Jupiter, das erste Gestirn, das jetzt kurz nach Sonnenuntergang im Süden sichtbar wird. Der kleine schwarze Kreis ist der Schatten eines seiner Monde. Links unter Jupiter steht das Sternbild des Orion (hier rechts oben). Unterhalb der in einer Geraden stehenden drei hellen Sterne, dem Jakobstab, mit bloßem Auge eben noch erkennbar, der Orionnebel, der aus leuchtenden Gasen besteht. Die Aufnahmen stellte das Astronomische Institut Frankfurt zur Verfügung.



Die Aufnahme des Schmetterlings (morpho achilles) wurde uns vom Max-Planck-Institut für Biophysik zur Verfügung gestellt. Die folgenden Aufnahmen sind mit steigender Vergrößerung gemacht. Die ersten drei mit dem Lichtmikroskop, das eine maximale, förderliche Vergrößerung von etwa 1000 zuläßt, die folgenden mit dem Elektronenmikroskop. Dieses ermöglicht Vergrößerungen bis zu 100 000.



Links: Ausschnitt aus dem Schmetterlingsflügel. Man erkennt deutlich die dachziegelförmige Anordnung der Schuppen. Oben: Eine einzelne Schuppe des Flügels.



MAKRO- UND MIKROKOSMOS

Die Fotografie ist bei wissenschaftlicher Arbeit ein unentbehrliches Hilfsmittel, Dinge sichtbar zu machen oder festzuhalten, die sonst nicht gesehen oder bewahrt werden könnten. Der DISKUS will mit dieser und weiteren Bildseiten zeigen, wo und warum an unseren Universitäten die Fotografie als Hilfsmittel der Wissenschaft Verwendung findet.

Diese drei Aufnahmen von Schnitten durch die menschliche Haut wurden uns von der Universitätsklinik zur Verfügung gestellt. Links: Mikroskopische Aufnahme eines Hautpräparates. Es handelt sich um eine Krätzerkrankung. Die Krätzmilbe ist in der Höhlung links oben deutlich zu erkennen. Unten: Wie „Haarspaltreien“ in Wirklichkeit aussehen, zeigt dieser Schnitt durch eine Haarwurzel. Rechts: Eine Fermentreaktion. Die in Wirklichkeit rot ausfallenden Kristalle zeigen absterbende Körper an. Da eine solche Reaktion nur kurze Zeit andauert, kann ihre fotografische Fixierung entscheidend sein.



Oben links: Ausschnitt aus einer Schuppe. Das System der dunklen Streifen war bereits auf der lichtmikroskopischen Aufnahme der ganzen Schuppe zu erkennen. Bei diesen dunklen Streifen handelt es sich in Wirklichkeit um senkrecht auf der Schuppe stehende Leisten. Oben rechts: Legt man diese Leisten um, so kann man ihre recht merkwürdige und sehr regelmäßige Struktur deutlich erkennen. Darunter: Das bereits in den anderen Bildern als Untergrund sichtbare Schuppenblatt zeigt bei starker Vergrößerung ebenfalls eine Feinstruktur, die im wesentlichen aus filzig verflochtenen Miczellen besteht.

